Die nur einmal lieben.

Dritter Band.

Die nur einmal lieben.

Roman

von

Maurus Jókai.

Dritter Band.

Berlin, 1878.
Verlag von Otto Janke.

Erstes Kapitel.

Was waren die Tage von Zalathna? Eine namenlose Geschichte, wie wir sie gerne mit Erde bedecken möchten. Wir sagen: Es war die Hand des Verhängnisses; diesem hatte es einmal beliebt, den Menschen als Elementar-Calamität vorzuführen.

Daß man dem neuen Gaste von Toroczko geheimhalten konnte, was in solcher Nähe vorgegangen war, das hat eine sehr einfache Erklärung. Es gab keine Zeitungen. In Klausenburg hatte die Presse ihre Functionen eingestellt und von Ungarn her kamen keine Posten.

Es herrschten eben außerordentliche Verhältnisse.

Aber wenn wir uns ein wenig weiter vom Schauplatze wegbegeben, so können wir über die damaligen Vorgänge etwas Näheres erfahren.

Die Marquise Caldariva weilte derzeit in Wien.

Zum Verständniß des Charakters dieser Frau müssen wir nachträglich erzählen, was früher vorgegangen ist.

Ihr Gemal, der Marquis Caldariva, war, wie wir bereits gesagt, wirklich ein Mitglied des hohen Adels von Neapel gewesen. Durch seine Hand war die schöne Cyrene

eine wirkliche Marquise geworden und dies war Titel genug, damit sie in Neapel bei Hof empfangen wurde. Allerdings konnte man damals noch keine Beschuldigungen vorbringen, die der Marquise Rosina Caldariva den Zutritt in die höheren Kreise verschlossen hätten.

Nachdem den Marquis der Unfall getroffen hatte, den wir bereits erwähnt haben, übersiedelte die trauernde Wittwe nach Rom und dort machte sie die Bekanntschaft des Fürsten Cagliari, dessen intime Freundin sie später wurde.

In Rom fühlte sie noch nicht die unmittelbare Wirkung, welche die Verhältnisse im gesellschaftlichen Leben gewöhnlich zur Folge haben. Diplomaten und Prälaten besuchten nach wie vor die Salons der Marquise.

Doch als Fürst Cagliari nach Wien ging, verlegte auch die schöne Marquise ihren Aufenthalt zeitweilig in die Residenzstadt und sie machte nur zu bald die Erfahrung, daß in den dortigen höheren Regionen eine weit kältere Luft wehte, als in der italienischen Capitale.

Der hohe Rang der Marquise Caldariva genügte nicht, damit alle Thüren sich vor ihr öffneten. Das Verhältniß zwischen ihr und dem Fürsten Cagliari war wie ein Spinnengewebe zwischen den Zinken ihrer Krone. Dieses mußte fortgeräumt oder verhüllt werden.

Die Marquise war darüber ruhig, daß der Fürst aus ihrem Zauberkreise nie wieder loskommen könne. Sie übte daher keine Selbstverleugnung, als sie ihm rieth, sich zu verheirathen. Ja sie selbst wählte für ihn Diejenige, der er seinen Titel und Namen geben sollte: die Comtesse Blanca von

Zboroy, die eben damals aus dem Klosterpensionat gekommen war.

Sie wußte im Vorhinein, daß dies eine unglückliche Ehe sein werde und darauf zählte sie auch.

Sie erreichte damit so viel, daß durch die Verheiratung des Fürsten die Schäden ihres eigenen Rufes so gut es eben anging, ausgebessert wurden. Der äußere Anstand konnte gewahrt bleiben.

Fürst Cagliari war als Diplomat in den maßgebenden Kreisen eine sehr angesehene Persönlichkeit; es gelang ihm daher durch seine Intervention für Rosina eine Einladung zu einem Hofball zu erwirken.

Die Etiquette der damaligen Wiener Hofbälle bildete zu der Zwanglosigkeit der neapolitanischen Festlichkeiten einen starken Gegensatz.

Die schöne Marquise besaß Scharfsinn genug, um zu bemerken, daß man sie dort gar nicht sah.

An der entgegengesetzten Seite des in steifer Ordnung aufgestellten Cercles erblickt sie die junge Fürstin Cagliari. Diese, noch ein wahres Kind, lächelt, grüßt nach rechts und links, doch als ihr Blick auf ihr Vis-à-vis fällt, schlägt sie die Augen nieder und wird ernst, oder läßt ihren Blick über Jene hinweggleiten.

Die Marquise merkt wohl, daß diese Frau die Kunst versteht, wie man Jemanden nicht sehen soll, so sehr nicht sehen, daß man sich an keinen seiner Züge mehr erinnere, wenn man je mit ihm wieder zusammen trifft.

Dann hub der Tanz an. Jetzt beginnen jene Gäste aufzutauchen, die bisher in den Hintergrund gedrängt waren

und deren Aufgabe es ist, die Tanzordnung des Festes zur practischen Wirklichkeit zu machen. Der Ceremonienmeister stellt sie den schönen lebenden Bildsäulen vor und diese erheben sich zum Tanze, und ihre Seidenschleppen fegen im Kreise über das glatte Parquet hin, nur die schöne Cyrene wird von Niemandem zum Tanze aufgefordert.

Jetzt stimmt das Orchester das Vorspiel zur Quadrille an. Die jungen Herren eilen zu ihren Tänzerinnen, die Paare gruppiren sich und die schöne Cyrene ist wieder ohne Tänzer.

Da löst sich aus der unbeschäftigten Masse der Gäste ein auffallend schöner junger Mann los und läßt sich durch den Ceremonienmeister zu der Marquise führen.

„Herr Benjamin von Bajdar.“

Er bittet um die Ehre mit der schönen Dame eine Quadrille zu tanzen.

Die Ehre wird ihm gewährt.

Von dieser Stunde an war Bajdar der Sklave der schönen Cyrene.

Ihr Triumph war nur während der letzten Figur der Quadrille gestört. Beim Händereichen in der Kette reichte die Fürstin Cagliari, als sie der schönen Cyrene begegnete, dieser nur den Fächer und sah sie wieder nicht an.

Vielleicht that sie es ganz unbewußt, sie reichte auch vielleicht Niemand Anderem die Hand und hatte keine Ahnung davon, welche Beleidigung sie jetzt einer Dame zufügte.

In welch verhängnißvollem Gegensatze das Gestirn dieses Weibes zu dem ihrigen stand, das wußte sie sicherlich

ebenso wenig, wie die Engel etwas von den sieben Todsünden wissen.

Nicht lange nach dieser ersten Begegnung verließ Benjamin Vajdar die bescheidene subalterne Stellung bei der siebenbürgischen Hofkanzlei, um Privatsecretär des Fürsten Cagliari zu werden.

Vajdar war seit seiner frühesten Jugend von Genußsucht und der Begierde zu glänzen, gestachelt. Diesen bösen Trieben unterordnete er viele Gewissensfragen.

Der Tag seiner Trauung mit Anna war bereits bestimmt und zuletzt schrieb er, daß er zurücktrete.

Er hatte es gar nicht für nothwendig erachtet, seinen einstigen Wohlthätern mitzutheilen, daß er jetzt auch seinen Glauben abgeschworen habe. Das war sehr natürlich. Fürst Cagliari konnte keinen unitarischen Secretair in seinem Dienste halten.

Wenn es sich darum handelte, eine Begierde zu befriedigen, so war Vajdar in der Wahl der Mittel nicht scrupulös.

Die Sucht zu glänzen und sein schwelgerisches Leben hatten den jungen Mann dazu gebracht, mit Wucherern Bekanntschaft zu machen.

Benjamin kämpfte nicht viel mit seinem Gewissen und gab seinem Namen mit dem eines ihm nahe stehenden Freundes Nachdruck, ohne diesen erst davon in Kenntniß zu setzen. Er fälschte auf einigen Wechseln Manasses Unterschrift.

Als er dann in den Dienst des Fürsten trat und auf einmal einen großen Geldvorschuß erhielt, war sein Erstes

zu dem Wucherer zu eilen, um die gewissen Wechsel einzulösen.

Der Geldmensch gab ihm die tröstliche Versicherung, daß es nicht mehr nöthig sei, dieselben auszuzahlen. Er sei in einer kleinen Geldverlegenheit gewesen und da er deshalb seine guten Papiere flüssig machen mußte, so habe er die Wechsel dem Herrn präsentirt, auf den sie ausgestellt waren und dieser, ein echter Cavalier, habe sie ohne Weiteres honorirt.

Benjamin hätte den Mann vor Wuth vernichten mögen!

Dieser hatte seine gefälschten Wechsel in die Hände des Menschen gelangen lassen, dessen Schwester er gerade in dieser Zeit so schmählich beschimpft hatte. Das Ende des um seinen Hals geschlungenen Strickes, lag nun in der Hand des aufs empfindlichste beleidigten Feindes.

Er kann diesen nicht einmal in einem Duell tödten. Jener braucht nur die gefälschten Wechsel vorzuzeigen und die Herausforderung ist unmöglich.

Manasse aber mied ihn seit diesem Tage.

Das Erscheinen Vajdars im Palais Cagliari brachte das unter der Asche glimmende gereizte Verhältniß zwischen den fürstlichen Eheleuten zum offenen Ausbruch. Eines Nachmittags verließ die Fürstin das Palais und flüchtete sich zu einer Freundin, der sie sich im Pensionat angeschlossen hatte, nach Ungarn. Von dort aus leitete sie den Scheidungsproceß gegen ihren Gemal ein.

Der Scheidungsproceß, noch mehr aber die römischen Ereignisse, führten den Fürsten nebst seinem Secretär und seiner Freundin nach Rom.

Der Gedanke, das bisherige Verhältniß zwischen den beiden Frauen umzukehren, war aus dem Hirn der Marquise entsprungen. Und nach der Scheidung sollte Blanca mit Bajdar verheirathet werden, den der liebestrunkene Fürst für ein solches Resultat als seinen Sohn zu adoptiren bereit war.

Aber dann zerstörte sie selbst den ganzen Plan. Möglich, daß sie wegen Blanca die Intrigue für zu schwer ausführbar hielt. Nachdem sie der Neigung dieser Frau zu Manasse auf die Spur gekommen war, ersann sie einen anderen Plan. Sie wollte die Leidenschaft in Blancas Herzen großziehen und diese dadurch zu einer gefallenen Frau machen.

Das Urtheil der Curie im Scheidungsproceß war auch für die Marquise unbequem. Der Fürst konnte, so lange seine geschiedene Gattin lebte, nicht wieder heirathen.

Diese war ohnehin bereits eine Todte. Ein Tag mehr oder weniger auf der Welt zählte für sie schon nicht mehr viel.

Da beredete ein wunderthätiger Zauberer diese Todte, die Gruft zu verlassen und unter Gottes freiem Himmel ein neues Leben zu beginnen.

Was hat diese Frau nun zu erwarten?

Zweites Kapitel.

Auch in dem traurigen Jahre gab es Menschen, die sich gerne unterhielten.

Während an den Ufern der Theiß, zwischen den Kar-

pathen und in den siebenbürgischen Alpenthälern das Blut floß, wogte in der großen Kaiserstadt das Carnevalsleben so gut, wie in anderen Jahren. Und eine der ersten Unterhaltungen, deren Ruhm die Zeitungsfama im vorhinein verbreitet hatte, war die Soirée Dansante der Marquise Caldariva.

Damals waren die reichen Magnaten noch allein die Tonangeber der Gesellschaft.

Der Geschmack der Italienerin überfeinerte den gewohnten Glanz derartiger Unterhaltungen. In ihren Salons fanden die Gäste nicht allein Tanz und Champagner, sondern auch eine Lust für Götter. Die zur Zeit berühmtesten Künstler waren für diese Soirée gewonnen; die unvergleichliche Alboni, der Violinvirtuose Vieuxtemps; eine junge Schülerin der Fanny Elsler, angeblich deren Tochter, die, nachdem sie ein halbes Jahr lang brillirt hatte, von der Künstlerlaufbahn verschwand; Koblers Automatentheater, das zu jener Zeit in Europa die größte Sensation erregte und dessen Figuren mittelst eines unbegreiflichen Mechanismus ohne alle sichtbare Beihilfe tanzten: diese und andere Celebritäten und Merkwürdigkeiten vereinigte die Soirée im Palais Caldariva, zu welcher die Crème der Wiener Gesellschaft geladen war.

Die Dame des Hauses war die gefeierte Königin des Festes.

Nachdem das Finale des Orchesters verklungen war und die letzten Gäste sich verabschiedet hatten, führte Fürst Cagliari die Dame des Hauses in ihr prächtiges Boudoir.

„Wie sind Sie mit dem Feste zufrieden, meine Königin?“ fragte sie der Fürst im Tone lobpreisender Schmeichelei.

„Durchaus nicht!“ antwortete die Marquise, ihren Fächer und ihre Bracelets auf den Tisch werfend.

„Was hat denn da gefehlt?“

„Die Menschen.“

Ein Handschuh wollte nicht leicht heruntergehen; sie zerriß ihn und entfernte ihn so gewaltsam von ihrer Hand,

„Haben Sie nicht bemerkt, daß nicht eine einzige hoffähige Persönlichkeit unter meinen Gästen war? Selbst die Mitglieder des Hoftheaters haben, anstatt ihrer werthen Personen, Entschuldigungsschreiben geschickt. Gerade die, die ich hier sehen wollte, glänzten durch ihre Abwesenheit.“

„Es ist jetzt Hoftrauer,“ sagte der Fürst beschönigend.

„Bei mir ist Trauer, mein Herr, bei mir!“ sprach die Marquise leidenschaftlich erregt, streute die Perlen aus ihren Locken und die Brillanten-Rivière von ihrem Halse sorglos umher, und warf sich statt der abgeschüttelten Ballrobe einen weiten Burnus um. — „Wie lange wird diese Demüthigung noch währen?“

Der Fürst zuckte verdrießlich die Achseln.

„Ich bin nicht Schuld daran.“

„Wer denn?“

„Die römische Curie, die mir verboten hat, wieder zu heirathen.“

„Zu Ihrer größten Befriedigung!“

„Sie sind ungerecht gegen mich, Rosina; Sie wissen, wie sehr ich Sie liebe.“

Die Marquise preßte die Lippen zusammen und sah ihren Sclaven mit einem zerschmetternden Blick an.

„Ich schwöre Ihnen," sprach der Fürst, „daß ich, sobald mir die Nachricht vom Tode meiner geschiedenen Gattin zukommt, gleich am nächsten Tage unsere Verlobung ankündige."

„Das hätten Sie auch thun können, bevor Sie diese Frau heiratheten."

„Habe ich sie nicht gerade auf Ihren Rath geheirathet?"

„Damals kannte ich die hiesigen Sitten noch nicht. Ich dachte, es werde für mich besser sein, frei zu bleiben, es werde in Ihrem Hause eine stille Dulderin leben, deren Schweigen alle Geheimnisse verhüllen und mir keinerlei Hindernisse in den Weg legen werde. Ich wußte nicht, daß es sogar für die Frauen eine geheime Polizei gebe. — Aber enfin, konnten Sie sich von dieser Frau nicht für immer befreien?"

„Ich habe Alles gethan, daß die Curie ein günstiges Urtheil fälle. Ich habe Ihren Rath befolgt und diese Frau dazu gebracht, den Gnadenweg zu betreten. Wieso es kam, daß meine Bemühungen scheiterten, weiß ich nicht. Das Urtheil ist nun einmal gesprochen. So lange diese Frau lebt, können wir unser Schicksal von uns nicht abwenden."

„Und wie lange wird diese Frau noch leben!" rief die bleiche Gestalt mit flammender Wuth.

Der Fürst fühlte sich bei diesen Worten von einem Schauer durchrieselt

„So lange es Gott gefällt."

Die schöne Cyrene ihren Kopf auf seine Schulter legend, flüsterte ihm ins Ohr:

„Wissen Sie, wo diese Frau jetzt ist?“

„Ich weiß es nicht.“

„Sehen Sie, ich lasse sie nicht so leicht aus meinen Augen. Sie konnten nichts weiter, als sie in Rom an ihren Kerker geschmiedet zurücklassen. Aber ich wußte, wie es anzufangen sei, damit wir diese Frau los werden. Die Hunde Jesabels heulten bereits unter ihren Fenstern!“

„Sie sind ein wunderbares Weib, Rosina!“

„Da kommt ein Mensch, ein Niemand, ein Punkt, eine Null, tappt plump in das Spiel hinein und wirft das Ganze über den Haufen. Ja wohl, weil dieser Niemand, dieser Punkt, diese Null dennoch etwas war, etwas, das mehr ist, als ein Fürst: — ein ganzer Mann! Dieser hat die Frau aus Rom entführt.“

„Liebten sie einander?“

„Ich glaube so. — Das Schicksal hat sie auch noch ein zweites Mal in eine Klemme gebracht, in der so viele andere Menschen das Leben lassen. In Triest waren sie drei Stunden lang in den Netzen des Kriegsgerichts und der Polizei; wenn sie noch eine Stunde länger geweilt hätten, so wären sie in den Maschen dieses Netzes sicher hängen geblieben. Aber sie sind miteinander zu Fuß über die Felsenpfade des Karst gewandert.“

„Sie lieben sich sehr!“ sprach der Fürst.

„So sehr, daß sie sich kein Leid anthun, sondern weiter leben werden, um sich auch ferner lieben zu können. Anfangs glaubte ich, ihr Drama werde so enden, wie es bei Menschen von solcher Gemüthsbeschaffenheit der Fall zu sein pflegt: mit einem schönem Selbstmord. Ich habe auch noch

etwas Anderes gehofft. Ich bin ja nicht so grausam. Ich glaubte, sie würden mit einander in einen andern Welttheil fliehen und wir würden von dort eines Tages die Nachricht vom Tode der Frau bekommen. Dies brauchte freilich nicht wahr zu sein, denn sie würden sich unter fremden Namen verbergen; aber uns könnte die offizielle Nachricht genügen. Die Hand des Fürsten Cagliari wäre ihrer Fessel ledig und er könnte dann auf die Frage antworten, ob ihm die schöne Cyrene mehr sei, als ein schönes Spielzeug."

„Rosina, ich schwöre Ihnen!"

„Der Schwur ist überflüssig, wenigstens vorläufig. Haben Sie Blancas Brief bekommen?"

„Nein."

„Wie ist das möglich? Ich meine den, welchen sie Ihnen im November aus Triest geschrieben hat."

„Er ist mir nicht zugekommen. Ich habe ihr noch die Apanage für den Monat December, fünftausend Scudi, durch Vajdár nach Rom geschickt."

„Ha, ha, ha! Sie haben da einen wackeren Adoptivsohn, das muß ich sagen. Die an Sie einlaufenden Briefe kommen zuerst in seine Hand und werden, Ihrem Auftrag gemäß, gewöhnlich von ihm eröffnet. Was aber diesen Brief anbelangt, so hat er vergessen, Ihre Aufmerksamkeit auf denselben zu lenken und er wird nicht Schuld daran sein, wenn eine Sendung von fünftausend Scudi, deren Adressatin nicht zu finden ist, bei den gegenwärtigen Zuständen Italiens spurlos verloren geht. Er ist ein wahrhaft genialer Schlingel!"

„Eine solche Escroquerie würde ihm ähnlich sehen."

„Aber Sie brauchen ihm deshalb keine Vorwürfe zu

machen. Das Geld ist in der Familie geblieben, denn er hat mir dafür Diamanten gekauft. Ich habe von jenem Briefe schon im November Kenntniß gehabt."

„Nun, und darf ich auch wissen, was die Fürstin mir geschrieben hat?"

„Daß sie auf die Apanage verzichtet und aufs Neue heirathet, und da dies nicht anders möglich ist, so werde sie zum Glauben ihres Verlobten übertreten."

„Dabei ist das eine erfreulich, daß mir meine sechzigtausend Scudi bleiben."

„Fi donc! Wenn ein Banquier das sagen würde! Aber ein Fürst Cagliari!"

„Ich gebe die sechzigtausend Scudi von nun an Ihnen," sagte er, seinen Arm um die Schultern der Dame legend.

„Mein Herr, berühren Sie mich nicht," sprach diese abwehrend. „Wenn eine Dame den Muth hatte, Ihnen ins Gesicht zu sagen: hier ist Deine Fürstenkrone, hier sind Deine Goldstücke, lies sie auf, ich brauche sie nicht, ich will einen ganzen Mann, der mein Herr und König sei — so können Sie auch noch auf eine zweite Frau stoßen, die ebenso handelt."

„Aber was wollen Sie denn? Soll ich nachmachen, was Blanca von Zboroy gethan hat? Soll ich mit Ihnen zugleich protestantisch werden, damit auch wir uns trauen lassen können?"

„Wahrhaftig, ich hätte bald gesagt, daß Sie es thun sollen! Ich glaube, wenn wir uns einmal für unsere auf Erden begangenen Sünden rechtfertigen müssen, so würde

Ihr Spaß leichter Verzeihung finden, als das, was ich vorhabe.“

„Sie haben einen Plan, Rosina?“

„Keinen schlechten. Damit das Liebespaar sein Ziel erreichen könne, muß es vor Allem nach Toroczko kommen. Dort zwischen den Bergen ist das Nest, in welches sich die beiden Täubchen zurückziehen wollen. Und die Wälder rings um das Nest sind jetzt voll von Raubvögeln.“

„Sie denken daran?“ sprach der Fürst stockend.

Der alte Roué besaß nicht Kraft genug, um grausam sein zu können. Er fürchtete sich vor nächtlichen Gespenstern. Er hatte allerlei Aberglauben. Er liebte es nicht, wenn eine schöne Dame vor ihm vom Tode sprach.

„Jetzt denke ich nur,“ sagte die schöne Cyrene: „und möglich, daß mein Gedanke sich verwirklicht. Aber wenn es nicht der Fall ist, so werde ich handeln.“

Hiermit holte sie ein Exemplar der großen Generalstabs-Karte von Siebenbürgen herbei, auf welcher alle Berge und Thäler und selbst die zerstreuten Gehöfte und Hütten mit aller Genauigkeit angegeben sind. Mehrere solcher Punkte waren mit Stecknadeln bezeichnet.

„Hier in diesem Thalkessel liegt Toroczko. Diese Punkte ringsherum sind von den rumänischen Insurgenten besetzt. Haben Sie von deren Thaten schon etwas gehört?“

„Schauderhafte Märchen.“

„Es sind keine Märchen und nur Schwachherzigen schaudert davor. Mich lassen sie ruhig. Was glauben Sie, wenn unsere Flüchtlinge sich auf den Schauplatz eines solchen

schauderhaften Märchens verirrten, was würde da mit ihnen geschehen?"

„Davon möchte ich nicht einmal träumen." — —

„Wirklich?"

„Möglich, daß Ihre Gemalin in diesem Augenblicke schon auf dem Grunde irgend eines Brunnens liegt."

„Das wäre schrecklich!"

„Schrecklich wäre nur das, wenn es wahr wäre und Niemand die Thatsache bezeugen könnte. Aber dafür habe ich vorgesorgt."

„Sie sind ein schreckliches Weib, Rosina!"

„Aengstigen Sie sich nicht. Ich habe nichts gethan. Ich lasse sie nur ihrer Wege gehen. Wenn sie straucheln, so ist es nicht meine Schuld."

„Aber wie wollen Sie sich hierüber sichere Daten verschaffen?"

„Auf sehr einfache Weise. Dem Kriegsministerium werden aus Siebenbürgen über alle derartigen blutigen Vorfälle die detaillirtesten Berichte eingesendet."

„Wer schickt diese?"

„Treue Menschen, welche diese Art der Kriegführung tadeln. In diesen Berichten werden die Namen aller Opfer angeführt. Ich habe diese Briefe in der Copie bekommen."

Die Marquise öffnete ein prächtiges mit Schildpatt ausgelegtes Kästchen und nahm daraus ein mit einem rosafarbenen Bande umwundenes Schriftenbündel heraus.

Der Fürst schauderte zusammen, als sie dasselbe auf den Tisch vor ihn hinlegte.

„Erschrecken Sie nicht, Fürst. Wir können diese Schriften nicht lesen, denn sie sind chiffrirt.“

Aber der Fürst stand dennoch vom Tische auf, als ob sich vor ihm eine Gruft geöffnet hätte, aus der Gespenster emporsteigen.

Die schöne Cyrene bemerkte diese Wirkung, öffnete eine der Schriften und las daraus lachend einige Zeilen. Diese klangen als wären sie in der Sanscritsprache geschrieben. Auf den Fürsten machten sie den Eindruck, als ob sie ein fürchterlicher Zauberspruch wären.

Dann schmiegte sich das schöne Weib mit verführerischem Lächeln an seine Schultern und ihm mit ihren Sammtfingern das Kinn streichelnd, sagte sie:

„Wenn Sie mir eine große Freude bereiten, wenn Sie mich und sich selbst glücklich machen wollen, so verschaffen Sie mir vom Kriegsministerium den Schlüssel zu dieser geheimen Correspondenz. Dann setzen wir uns neben einander und Sie dechiffriren mir den Inhalt dieser Schriften. Und wenn Sie mich einen Namen hören lassen, auf den ich warte, dann sollen Sie erfahren, wie eine Löwin ihrem Bändiger die Füße küßt.“

Dem Fürsten perlte kalter Schweiß auf der Stirne.

Die Marquise sank auf das Sopha hin, stützte das Kinn auf eine Hand und sprach lachend:

„Nun, mein Herr, es ist noch nicht zu spät, es ist erst drei Uhr nach Mitternacht. Sie finden auch jetzt noch Jemanden im Kriegsministerium, mit dem Sie sprechen können. Die Stille der Nacht ist sogar sehr geeignet zu vertraulichen Erkundigungen. Ich erwarte Sie zurück, falls es Ihnen

beliebt zurückzukommen. Wenn Sie mich schlafend finden, so sprechen Sie nur das Wort: „Nachrichten aus Siebenbürgen!" und ich erwache und werde aufmerksam lauschen. Ich erwarte Sie zurück. Adieu!"

Der Fürst war zu Eis erstarrt. Er eilte sich vor dieser Zauberin zu flüchten.

Und dann fuhr er — nicht zum Kriegsministerium, sondern zum Sperl.

Drittes Kapitel.

Die Marquise klingelte ihrer Kammerzofe.

Sie war heute in besonders ärgerlicher Laune.

Als ihr die Zofe den Haarputz auflöste, schrie sie ein über das andere Mal, daß sie sie an den Haaren zerre und drohte ihr mit ihrer flinken Hand.

Da schlug die Uhr zehn.

Die Marquise machte eine Bewegung, wie Jemand, der überrascht ist, und blickte auf die Uhr.

„Das ist eine närrische Uhr!" sagte die Kammerjungfer. „Der Zeiger steht auf Drei und sie schlägt Zehn. Sie schlägt selten und dann immer nur Zehn."

„Haben Sie diese Uhr auch schon ein anderes Mal schlagen hören?" fragte die Marquise im Tone freundlichen Interesses.

„Auch vorhin schon, um ein Uhr nach Mitternacht, als ich hier war, um im Kamin Feuer anzumachen. Auch damals schlug die Uhr Zehn."

Die Marquise wurde auf einmal lustiger Laune und lachte.

„Es ist eine sehr alte Uhr. Das Schlagwerk ist verdorben und kein Uhrmacher vermag es in Ordnung zu bringen. Diese Uhr schlägt, wenn es ihr einfällt. Und es ist auch ein Musikwerk darin, das Stücke aus drei verschiedenen Opern spielt. Gehen Sie hin, Fanchette, und drücken Sie an dem rothen Knopf auf der Seite."

Das Kammermädchen that, was ihr gesagt worden, und hierauf begann die Uhr eine längst aus der Mode gekommene altväterische Melodie schläfrig abzuleiern.

Die Marquise wurde jetzt die pure Freundlichkeit und Aufmerksamkeit. Sie sagte der Kammerjungfer, es sei spät, sie sei schon schläfrig, sie solle nur Alles herumliegen lassen und ihr Haar nicht weiter aufflechten; sie solle schlafen gehen und bis morgen Mittag nicht hereinkommen.

„Eine wahrhaft launenhafte Frau!" sagte die Kammerjungfer bei sich.

Die Marquise aber bedeckte, als sie allein geblieben war, ihr halb aufgelöstes Haar mit einem kleinen Spitzenhäubchen und eilte zu der Uhr hin.

Diese war eine geschickte Imitation, wie sie in Venedig fabriksmäßig verfertigt werden, mit einem hübsch geschnitzten, sehr großen Gestelle in der Manier des Jean Jouvence.

Die Marquise öffnete mit einem kleinen stählernen Schlüssel die Thür des Uhrgestelles und fing dann an zu lachen.

Hierauf antwortete ein anderes Gelächter und durch die eben geöffnete Thür trat ein Mann ein. Es war Benjamin Bajdar. Die antike Uhr war nur die Maske eines

versteckten Einganges, der Schlag der Uhr das Zeichen, daß Jemand, der Einlaß begehrt, in der Nähe sei, und die Melodie des Musikwerkes das Signal, daß er eintreten könne.

„Bist Du endlich gekommen, Närrchen?“

„Heute bin ich schon zum zweiten Mal da. Ich habe den Schlüssel zu den Briefen bekommen.“

„Ah!“ — Die matten Augen der schönen Dame begannen auf einmal zu glänzen. — „Das ist eine angenehme Nachricht.“

Die Dame war völlig umgewandelt. Sie führte Benjamin, seinen Arm in ihren legend, zu dem Divan hin, vor welchem auf einem mit Perlmutter ausgelegten Tischchen die schon erwähnten Correspondenzen lagen und zog ihn, sich setzend, an ihre Seite.

„Du hast die Schriften schon bereit gehalten?“ fragte Benjamin.

Rosina lachte schelmisch.

„Ich habe soeben Jupiter damit vertrieben. (Die Beiden nannten, wenn sie unter sich waren, den Fürsten „Jupiter“.) Sehen wir nun, was sich in diesen Blättern da birgt.“

Die Dame fieberte fast vor Aufregung, als die ermüdende Arbeit des Dechiffrirens vor ihr langsam vollzogen wurde. Die Wörter mußten mit Hilfe des Schlüssels der Kryptographie eines nach dem andern entziffert werden.

Das erste Blatt berichtete über die Opfer von Zalathna, über die schauderhaften Scenen auf der Presnaker Wiese, in welchen die Bevölkerung einer schönen blühenden Bergstadt ausgerottet wurde. Lauter Bergwerksbeamte und deiner

Familien. Das Dokument zählt die Namen aller der Opfer auf.

„Lies das nicht weiter!“ sagte die Marquise ungeduldig „Es interessirt mich nicht genug. Als dies geschah, waren „sie“ noch in Rom.“

Es folgte der zweite Bericht. Darin ward der Schreckenstag von Saad nach der Erzählung einer geretteten Wittwe geschildert.

Dann folgten die Katastrophen von Borband, Kisfalud und Kis-Enyed.

Inzwischen bezeichnete die schöne Cyrene auf der ausgebreiteten Landkarte die strategischen Punkte des Schreckensfeldzuges, indem sie dieselben mit kleinen rothen Fähnchen besteckte.

Ein schrecklicher Feldzug! Auch das Lebensalter der Gefallenen ist überall angemerkt. Die Männer sind sämmtlich über vierzig Jahre, die Knaben alle unter zehn Jahren.

Und die schöne Cyrene sagte darauf: „Ich bedaure sie, aber wer kann dafür? Gehen wir weiter!“

Benjamin war aber von der Arbeit schon selbst ermüdet.

Die zerstörten Ortschaften kannte er selbst. Er war mit vielen Trägern der mit Blut verzeichneten Namen befreundet, hatte deren Häuser besucht, der Dame des Hauses die Hand geküßt, mit dem Fräulein getanzt.

Und diese waren jetzt auf dem Grunde des Brunnens!

Bei solchen Dingen rieselt einem doch ein Schauer über den Rücken, selbst wenn man der schönen Cyrene gegenübersitzt.

„Friert es Dich vielleicht? Ist Dir die Kehle ausgetrocknet?“

Die Dame brachte ihm selbst in einem Krystallglase grün schimmernden Chartreuse, und damit ihm der Trank um so besser munde, naschte sie selbst davon.

Es folgten die Berichte späteren Datums.

Nagy-Enyed.

„Glaubst Du, daß sie nur über Nagy-Enyed nach Toroczko reisen konnten?“

„Ganz sicher haben sie diese Richtung eingeschlagen, denn das ist der bequemere und kürzere Weg. Von Dees und Klausenburg her hätten sie durch den Schauplatz der heftigsten Kämpfe vordringen müssen, und in Klausenburg wären sie am schlimmsten angekommen, denn dort hätte man sie sicher festgehalten.“

Also was ist in Nagy-Enyed vorgegangen?

Eine große bevölkerte Stadt war aus der Reihe der Lebenden gestrichen worden.

Siebenhundert Menschen flüchteten sich aus der brennenden Stadt in die Wälder. Unbekleidet, barfuß, unbewaffnet, so wie der meuchlerische nächtliche Ueberfall sie aus ihren Betten vertrieben hatte, irrten sie in der grimmigen Kälte des Januars herum.

Das Schreckensheer ihrer Verfolger ist ihnen überall auf der Spur.

Ob „sie“ wohl unter ihnen sind?

Es folgt ein neuer Bericht.

Dieser beginnt damit, daß Bem Klausenburg zurücker-

erobert habe und ein von ihm detachirter Divisionär bis Torda vorgedrungen sei.

Die Zeitungen berichteten nichts hierüber.

Ha! Jetzt wird der Name entziffert, den sie suchten: „Adorjan!“

„Manasse?“ fragt die Marquise gespannt.

„Es steht kein Taufname dabei.“

„Ein Adorjan und vier ungarische Magnaten zogen mit sieben Husaren und zwanzig Honveds von Torda aus, um die Nagy-Enyeder Flüchtlinge zu verfolgen und Toroczko zu schützen.“

„Bei Kis-Enyed stießen sie auf den Landsturm, der ausgezogen war, um die Nagy Enyeder Flüchtlinge zu verfolgen und Toroczko zu stürmen. Die zweiunddreißig Mann warfen sich auf den Landsturm.

So lautet der amtliche Bericht. Von Seiten der Angreifer ist nur ein Reiter gefallen.

„Wie? Zweiunddreißig Mann auf ein ganzes Insurgentenheer? Das war vielleicht nur die Vorhut.“

„Möglich. Der Bericht ist noch nicht zu Ende. Mittags kam die Infanterie an, zwei Bataillons Honved und Aranyosszéker Nationalgardisten. In der Nacht desselben Tages lasen sie in den Wäldern siebenhundert flüchtige Frauen und Kinder, lauter halberfrorene Gestalten, zusammen, setzten sie auf Wagen und brachen am frühen Morgen nach Torda auf. Bei Vincz stießen sie auf das in voller Schlachtordnung aufgestellte Insurgentenheer. Sie griffen es an und führten, sich durchschlagend, die ganze Wagenreihe mit den siebenhundert armen Flüchtlingen durch das aus zehn-

tausend Mann bestehende Heer. Es ist nur ein Husar gefallen."

„Ist es möglich, daß sie Toroczko erst jetzt angreifen?"

„Der Trupp, der in der Gegend von Enyed lagert, wird es schwerlich thun. Aber ein anderer Insurgentenhaufen, der bei Aranyosszé lagert, kann sie vom Szeklerstein her überraschen, wenn die Aufgänge nicht mit Wachtposten besetzt sind. Von diesem Lager haben wir noch keine Nachricht erhalten. Indeß ist noch ein Brief zurück."

„Ruhe Dich aus. Trinke noch ein Gläschen Liqueur. Welche schauderhaften Bilder! Aber zu glauben, daß auch „ihr" sanftes Madonnengesicht unter denen sei, die mit ihrem Blut den weißen Schnee rothgefärbt. Welch wonnevoller Traum!"

Dennoch schauderte sie bei diesem Wort zusammen. Das Herz der Frauen ist nie so sehr verderbt, daß sie über das Böse, was sie thun, nicht Reue empfinden.

„Nein, ich bin nicht so schlecht. Ich wünsche ihr dieses Schicksal nicht; ich wünschte ihr vielmehr, daß ihre Schönheit sie rette. Sie möge einen Bauernburschen finden, der ihr Leben schützt, indem er sie zu seinem Weibe macht. Gräfin Blanca von Zboroy, die Fürstin Cagliari, das Weib eines rumänischen Bauernburschen! Wenn sie auf solche Art begraben ist, so mag sie meinetwegen leben. Nun, mein Närrchen, es ist noch ein Brief zurück; bist Du noch nicht schläfrig, mein Hündchen?"

Benjamin dachte ein wenig darüber nach, ob er nicht wirklich das Schoßhündchen der schö en Cyrene sein solle. Sie saß auf dem Sopha zurückgekehrt, und ihren Kopf auf

beiden erhobenen Armen ruhen lassend, bot sie mit den ab und zu sich schließenden Augenlidern einen so reizenden Anblick dar, daß dieser Mensch darüber den ganzen Feldzug sammt den schauderhaften Scenen vergessen konnte. Benjamin dachte daran, den letzten Brief unter den Tisch zu werfen.

Doch die blutdürstige Neugierde mußte alles wissen.

„Sehen wir nun auch was dieser letzte Brief enthält."

Derselbe war aus dem Hauptquartier vom Monasteriaberge datirt. Der hier versammelte Landsturm hätte Toroczko vernichten sollen.

Die ersten Zeilen spannten das Interesse der Dame aufs Höchste.

Es war da von Adorjans die Rede!

„Ein Adorjan ging zu den Insurgenten, um ihnen Frieden anzubieten. Sie nahmen ihn fest und legten ihn in Ketten."

„Ein anderer Adorjan kam ihm nach, die Insurgenten um Friedensschluß und um die Herausgabe seines gefangenen Bruders zu bitten. Auch diesen legten sie in Ketten."

„Da kam ein dritter Adorjan — Manasse."

„Ah, endlich also Manasse!"

„Er ist in Begleitung einer schönen Dame, die seine Braut ist, aus Italien gekommen."

„Das sind sie!"

„An dem Tage, an welchem die ungarischen Truppen Klausenburg verließen, schlugen sie den Weg über das Gebirge ein. Ueber Nacht stiegen sie im Hause Ciprianus ab, der eines der Häupter der Insurgenten und ein erbitterter Feind des Hauses Adorjan ist."

„Und dieser nahm sie gefangen!“ eilte die Marquise, dem Räthsel der noch nicht entzifferten Zeile zuvorzukommen.

„Nein,“ erwiderte Benjamin und las weiter: „Er rettete sie und ließ sie über unwegsame Waldpfade nach Magyar-Peterd führen. Die Flüchtigen verbrachten die folgende Nacht in der Balyika-Höhle der Tordaer Schlucht.“

„Weiter, weiter!“ rief die Dame, vor Ungeduld mit der Hand auf den Tisch schlagend.

„Alle Wege die nach Toroczko führen, waren ihnen versperrt. Da ging Manasse Adorjan Nachts in die Monasteria hinauf und erschien im Hauptquartier der Insurgenten.“

„Der Verwegene!“

„Der Kriegsrath hatte den Angriffsplan bereits fertig. Zehntausend Bewaffnete standen bereit. Sie warteten auf ein Hilfscorps, das aus regelmäßigem Militär besteht und, mit Kanonen versehen, Toroczko von der Seite angreifen sollte; dieses aber hatte nur dreihundert Mann Nationalgarde zu seiner Vertheidigung.“

„Lies von Manasse und seiner Frau!“

„Manasse Adorjan wurde nach seiner Ankunft gefangen genommen und eingesperrt. Für seine zwei Brüder waren bereits zwei Galgen aufgerichtet. Am Morgen stellte man noch einen dritten auf.“

„So, so! Und die Frau? Hat man die Frau nicht gefunden?

„Am Morgen überredete Manasse Adorjan den Anführer der Insurgenten, mit Toroczko Frieden zu schließen, mit den Toroczkoern in gutem nachbarlichem Einvernehmen zu bleiben und ihn und seine Brüder frei zu lassen. Der Anführer

schloß den Frieden, gab den Brüdern Adorjan und Manasses Braut Passuras, und sie kamen nach Toroczko heim; die Insurgenten aber kehrten in ihre Dörfer zurück."

Die Dame ergriff das ganze Schriftenbündel und schleuderte es mit solcher Wuth auf den Tisch daß in Folge des Luftdruckes die Argand'sche Lampe ausging. Nur die von der Decke herabhängende Ampel beleuchtete noch das Zimmer.

„Und was ist weiter geschehen? Was geschieht in Toroczko?"

„Weitere Nachrichten fehlen."

„Habt Ihr dort keine Spione?"

„In Toroczko giebt es keine Verräther. Einer war dort und den hast Du schon zu Deinem Sklaven gemacht."

„Und Du, Elender! Du theilst nicht meine Wuth?"

Benjamin stand unbeweglich vor der schönen Wüthenden.

Das Weib zog ihn an sich und flüsterte ihm mit gewaltsam unterdrückter Stimme ins Ohr:

„Denke daran, daß es einen Menschen giebt, der einen Strick in der Hand hat, dessen anderes Ende um Deinen Hals geschlungen ist und der Dich daher, sobald es ihm beliebt, in den Koth, zu Boden zerren kann. Nie kannst Du seinethalben glücklich sein; er reißt Dich aus den Armen Deiner Gattin, Deines Kindes. Denke auch daran, daß es eine Frau giebt, die Dich ins Gesicht geschlagen hat, mit tödtlich niederschmetternden Worten, — Dich ausgelacht hat und die mir im Wege steht, wegen der ich jeden Tag den schärfsten der vergifteten Pfeile fühlen muß, das Hohnlächeln der Menschen, und wegen deren die ganze Welt für mich ein Kerker ist; denn ich kann nicht durch die Thüren ein-

treten, innerhalb deren eine andere Welt lebt, meine Welt! So lange diese Frau athmet, giebt es für mich keinen Tag, darf ich mein Gesicht nur bei Nacht zeigen. Und Du willst mein Lächeln sehen, so lange diese Frau lebt?"

Vajdar schwieg.

„Denke daran, daß diese zwei Menschen jetzt von gestohlenem Glück berauscht, gegenseitig ihre Träume bewachen, sich vielleicht in diesem Augenblick mit schmeichelnden Namen anrufen und darauf mit wonnetrunkener Freude antworten . . . Hölle!"

Das schöne Weib stampfte mit dem Fuß.

„Nun Feigling, wie lange werden diese beiden Menschen noch leben?"

Vajdar blieb stumm.

Die Marquise änderte jetzt ihren Ton und begann mit dem Ausdruck erheuchelter Frömmigkeit:

„Ist es nicht gottlos, was sie thun? Sie übertreten die ewigen Gesetze der heiligen Kirche. Sie, die sich vor mir verbergen sind die Schuldigen, nicht ich, die ich sie verfolge. Sie haben sich gegen Gott empört, sie verletzen das Sacrament und die zehn Gebote! Wer sie tödtet, vollstreckt nur das Urtheil des rächenden Gottes."

Vajdar sagte darauf kein Wort.

Sie griff in ihren Busen und zog einen an einem Schnürchen hängenden stählernen Schlüssel hervor.

Du!" flüsterte sie Benjamin zu, und auf einen Augenblick erhellte ein Lächeln ihr Gesicht; „dieser Schlüssel gehört dem, der mir die Nachricht bringt, daß diese Frau todt ist."

Hiermit küßte sie den kleinen Schlüssel, und berührte dann damit Bajdars Lippen, damit auch er ihn küsse.

„Was sagst Du?"

Bajdar antwortete leise:

„Ich pflege nur zu denken und zu handeln."

„Also a rivederci!"

Hiemit zog sie dreimal heftig die Klingelschnur.

Das war für Benjamin eine Weisung, sich schleunigst auf demselben Wege zu entfernen, auf dem er gekommen war.

Die Thür des Uhrpostamentes schloß sich und die Uhr schlug wieder Zehn.

Viertes Kapitel.

Um die begonnene Tragödie mit einer würdigen Katastrophe zu beschließen, eilte Benjamin Bajdar zum Sperl.

Dort theilte ihm sein guter Bekannter, der Oberkellner, das schätzbare Geheimniß mit, daß auch sein Herr da sei, dieser soupire in einem Cabinet séparé mit zwei Damen.

Benjamin trat bei ihnen ein.

„Ich habe es gewußt, daß Du Dich hierher verirren wirst!" sagte der Fürst lachend, als er ihn eintreten sah. „Ich habe auch ein Couvert für Dich bereit halten lassen."

Die zwei Damen waren als fleurs animées kostümirt, die eine als Nachtviole, die andere als Tulpe. Auf dem Tische befanden sich die Reste eines reichen Mahles. Die Tulpe hielt ein volles Glas in der Hand und hatte es be-

reits zu ihren Lippen erhoben, konnte jedoch vor Lachen nicht trinken.

„Da ist ein verlorener Sohn, der sich einreden ließ, daß ich sein Vater sei," sprach der Fürst, auf Benjamin zeigend, der sich ohne alle Scheu am Tische niederließ.

Benjamin hielt sein Glas der Nachtviole hin, die ihm Champagner einschenkte.

„Halt!" rief der Fürst, „zuerst eine Frage! Hast Du noch viel von dem Decembergehalt, den Du für meine Gemalin übernommen hast?"

„Davon wollte ich eben sprechen," sagte Vajdar, die Messerspitze in den überschäumenden Becher steckend. „Ich bitte jetzt um die Januar-Rate, aber sogleich."

„Sogleich? Vielleicht noch heute?"

„Ja, noch heute."

„Solltest Du keine Kenntniß davon haben, daß meine Gemalin mir noch im November geschrieben hat, sie werde zu einem andern Glauben übertreten, neuerdings heirathen und verzichte daher vom Datum des Briefes angefangen auf die Apanage? Ist der an mich adressirte Brief nicht in Deine Hand gelangt?"

Benjamin zuckte die Achseln und preßte gleichmüthig Citronensaft auf eine Auster.

„Ich war gewiß, daß Fürst Cagliari, der vollendete Cavalier, auf diesen Brief sagen würde: „Mir gilt es gleich, was diese Frau thut, aber so lange sie meinen Namen trägt, darf sie nicht zu Fuß gehen und ihre Schuhe beschmutzen."

„Bravo! Das hast Du gut gegeben. Jetzt soll ich

sie auch noch ausheirathen? Nicht wahr? Dazu also die Januar-Apanage?"

„Nicht dazu, sondern zu etwas Anderem."

„Was ist dieses Andere?"

„Sprechen wir jetzt nicht davon. Verderben wir uns nicht das Amüsement; es ist auch morgen Zeit davon zu sprechen."

„Ich will es jetzt hören."

Die beiden Damen rückten neugierig näher. Die Nachtviole nahm ihren Fächer in die Hand.

„Der Fall ist kurz der," sprach Benjamin, „daß die schöne Fürstin Blanca in diesem Augenblick todt liegt."

Der Fürst fuhr zurück.

„Junge, ich verbiete Dir so alberne Scherze. Du weißt, daß ich es nicht liebe, wenn man in meiner Gegenwart den Tod erwähnt."

„Ich bin gefragt worden und habe der Nöthigung nachgegeben. Ich schweige gern."

„Das ist nicht genug! Ziehe es zurück, sage, daß Du mit mir nur scherzen wolltest."

Vajdar stand auf und verbeugte sich tief.

„Einen so großen Mangel an Respekt vor meinem Herrn und Wohlthäter lasse ich von mir nicht voraussetzen."

„Na, setze Dich auf Deinen Platz, mache keine Dummheiten. Wo liegt sie todt?"

„Irgendwo auf der Landstraße zwischen Nagy-Enyed und Felvincz, auf dem Schnee, von Lanzen durchstoßen."

Dann erzählte er einige Episoden aus dem Blutdrama in Siebenbürgen.

Die Tulpe schüttete den Inhalt des erhobenen Glases hinter sich und die Nachtviole hüllte sich ganz in ihren Shawl. Die falschen Marquisen hatten ein besseres Herz, als die echte.

„Und woher vermuthest Du, daß auch Blanca unter diesen Opfern sei?"

„Die Namen der Ermordeten sind alle aufgezeichnet."

„Das wäre schrecklich."

„Das erste aber, was Fürst Cagliari zu thun hat, was er sich selbst schuldet, ist, daß er den Leichnam seiner erschlagenen Gemalin aufsuchen und hierher nach Wien bringen lasse, damit ihr Katafalk in seinem eigenen Palais aufgestellt und ihr Sarg von hier aus in die Familiengruft überführt werde."

Der Fürst sprang von seinem Platz auf.

„Katafalk, Gruft, Leichenzug! Das ist eine schöne Nacht, das muß ich sagen! Und wenn das nur ein Faschingsscherz von Dir ist . . . ."

„Excellenz! Wenn Sie sich Gewißheit verschaffen wollen, so gebe ich Ihnen hier den Schlüssel zu den chiffrirten Nachrichten; die Copien können Sie in dieser Stunde an einem Orte finden, der für Sie jederzeit zugänglich ist. Ueberzeugen Sie sich selbst."

„Nein! Nein! Nimm den Gruftschlüssel nur wieder fort. Ich rühre ihn nicht an. — Meine Hände sind auf einmal so kalt geworden, wie Eis. Nun, das war heute eine schöne Unterhaltung! Den Rest überlasse ich Dir."

„Ich werde davon keinen Gebrauch machen. Ich will

noch heute nach Siebenbürgen abreisen. Die Sache ist dringend."

„Du willst also ernstlich?"

„Es ist mein voller Ernst, Ihnen den Leichnam der Fürstin Blanca hierher zu bringen. Und das wird jetzt eine schwere Aufgabe sein. Dazu bedarf es eines Menschen, der ein Herz von Eisen hat."

„Und eines andern, der einen Beutel voll Gold hat. Jetzt übergebe ich Dir vorläufig meine Brieftasche und bei einem Bankhause in Czernowitz werde ich Dir Credit anweisen."

Den wichtigsten Theil der Aufgabe verschwieg Benjamin vor seinem väterlichen Freunde, nämlich, daß die hieherzubringende schöne Leiche jetzt noch mit rothen Wangen und strahlenden Augen das zweimalige Aufleuchten des Sonnenaufganges im Toroczkoer Thale sieht.

Der Fürst hatte den ersten Schauder bereits überwunden. Seine Phantasie war jetzt schon nur von dem Gedanken erfüllt, daß er nun der schönen Cyrene die Nachricht vom Tode Blancas bringen könne.

Er nahm von den beiden Göttinnen Abschied, übertrug Vajdar mit seiner Brieftasche zugleich seine Vollmacht und fuhr nach dem Palais der Marquise Caldariva.

Der Portier sagte ihm, daß der Doktor da sei.

„Aha! Gewohnte Krankheit," sprach der Fürst bei sich.

„Jetzt glaubte er jedoch, ein unfehlbares Heilmittel zu bringen.

Aus der Tapetenthür des Schlafzimmers kamen ihm der Arzt und die Medizinflasche entgegen. Die Flasche flog

über den Kopf des Arztes hinweg und dem Fürsten an die Nase.

„Was giebt es? Kann man hineingehen?"

„O ja," antwortete der Arzt ernst. „Ein starker Blutandrang gegen das Hirn, eine nervöse Neuralgie. Sie können hineingehen, das Uebel ist nicht gefährlich, aber Sie werden wohl daran thun, beide Hände der Patientin zu erfassen, wenn Sie ihr die Hand küssen und sie dann nicht loszulassen, so lange Sie in ihrer Nähe bleiben."

Der Fürst folgte der Weisung. Bei seinem Eintritt beschäftigte sich die schöne Cyrene damit, die gestickten Falbeln von ihrem Polster herabzureißen. Sowie sie den Eintretenden erblickte, wandte sie sich um und lag wie todt.

Der Fürst trat auf den Fußspitzen näher. Er kannte das Losungswort, das sie ins Leben rufen mußte.

„Rosina! Meine Gemalin Blanca ist todt . . . ."

Auf dieses Wort wandte sie sich um und in ihrem Gesicht, in ihren Augen leuchtete dämonische Freude.

„Wo? Wann? Wie?"

„In Nagy-Enyed. Man hat sie ermordet."

„Wahnsinnige Rede!" sprach die Marquise. „Wer hat Ihnen dies mitgetheilt?"

„Mein liebes Söhnchen, Ihr kleiner Günstling Benjamin. Er hat es in den an das Kriegsministerium eingesendeten Berichten gelesen."

In der Marquise kochte der Zorn.

„Ich sage Ihnen die Wahrheit. Ich gebe Ihnen mein Wort darauf, daß es so ist. Ich habe Benjamin auch schon Geld gegeben, damit er sofort nach Siebenbürgen ab-

reise und die Ueberreste der armen unglücklichen Frau nach Wien bringe."

Die schöne Cyrene hatte ihre Hand frei gemacht . . . Klatsch!

Fünftes Kapitel.

Der ins Gesicht Geschlagene war ein Fürst, ein Römer, ein Dämon.

Wenn die Marquise Caldariva hätte erfahren wollen, wie der Teufel sich geberdet, wenn man ihn ins Gesicht schlägt, sie hätte es jetzt vor sich sehen können. Entsetzt bedeckte die schöne Cyrene ihr Gesicht mit beiden Armen, und der erzürnte Dämon sprach mit tiefer vibrirender Stimme zu ihr:

„Was ich gesagt habe, ist wahr. Bajdar reist in dieser Stunde nach Siebenbürgen und wird von dort mit dem Leichnam Blancas von Zboroy zurückkehren."

Auf dieses Wort fuhr die Dame auf, fiel dem Fürsten um den Hals, umschlang ihn mit beiden Armen und bedeckte ihn mit Küssen. Dann glitt sie an ihm herab, umfaßte seine Kniee und flehte schluchzend um Vergebung.

Cagliari hob sie auf und bat sie ruhig zu sein, denn sie werde mit ihrer Aufregung ihr Uebel verschlimmern.

Sie sank auf ihr Lager zurück und begrub ihr Gesicht still weinend in die Kissen.

„Ich begreife Ihre Ungeduld, Rosina," sprach Cagliari

leise. „Wenn Sie mir versprechen, nicht mehr zu weinen, so sage ich Ihnen etwas."

„Vergeben Sie mir?"

„Wenn Sie lächeln; Sie sind dann entzückend schön."

„Vergeben Sie mir?" wiederholte sie, ihm mit ihrer weichen Hand das Gesicht streichelnd, das sie soeben geschlagen hatte.

„Um dessentwillen ja, aber nicht, daß Sie sich die Augen roth weinen."

Die schöne Dame begann zu lachen und ihre Augen waren nicht mehr roth.

„Jetzt hören Sie mich ruhig an und Sie werden von dem, was ich Ihnen sagen werde, gesunden."

Cagliari setzte sich der Marquise gegenüber in einen Fauteuil.

„Ich wünsche noch mehr als Sie, daß im Wappensaale des Palais Cagliari die Wachskerzen rings um den Katafalk Blancas von Zboroy brennen. Meine Beweggründe hierzu sind stärker, als die Ihrigen. Sie wollen eine Frau ins Verderben bringen, weil durch sie Ihr weiblicher Stolz gedemüthigt wurde. Wegen dieses Gedankens mag Ihre schöne Stirn so spiegelglatt bleiben, wie sie jetzt ist. Aber in den Falten meiner Stirn haust eine Legion Dämone. Wovon Sie bis jetzt nur geträumt haben, das thue ich schon längst. Es ist beschlossen, daß Blanca von Zboroy ihren Leib der Erde und ihre Seele dem Himmel zurückgeben muß. Es darf wohl vorkommen, daß eine Frau den, den den sie liebt, zwischen vier Wänden ins Gesicht schlage; —" (die schöne Cyrene bedeckte die Hand des Fürsten mit Küssen)

„— aber daß eine Frau einem Fürsten Cagliari vor den Augen der ganzen Welt ins Gesicht schlägt, daß sie ihm das Urtheil des heiligen Stuhles vor die Füße wirft, das mich gefangen hält, während sie sich dem Zwange desselben entzieht, daß sie meinen Namen von dem ihrigen wegstreicht und an die Stelle desselben den Namen einer Szekler Bauernfamilie setzt, das darf nicht idyllisch enden. Das geht zwischen gemeinen Leuten an; aber die Nachkommen der Ferraras haben auch für Frauen Höllenmaschinen. Schlafen Sie bei meiner Rede nicht ein."

„Ich höre und bin entzückt."

„Ich verfahre mit ihr kalten Blutes, mit aller Gemüthsruhe. Es ist für mich eine Nothwendigkeit, daß sie nicht sei! Wer den Befehl zu geben vermochte, daß Florenz mit Congreve'schen Raketen in Brand gesteckt werde, der wird doch wohl nicht zaudern, wenn es gilt anzuordnen, daß man um den Katafalk Blancas von Zboroy Wachskerzen anzünde!"

Die Marquise vergaß ganz ihr Unwohlsein. Ihre Augen strahlten.

„Für mich ist es ein Spiel, ein Land mit dem andern, Herrscher mit ihren Völkern in Zwietracht zu bringen; das ist mein Beruf, mein Element. Es ist ein schönes Spiel und der Einsatz groß! Ich habe dabei schon schreckliche Verluste erlitten. Früher hatte ich jährlich anderthalb Millionen zur Verfügung, jetzt nur eine halbe. In der Romagna sind meine Güter confiscirt, in Ungarn meine Bauern von der Robotpflicht befreit worden; an meinen Staatspapieren habe ich ungeheure Summen verloren, das constitutionelle Leben

hat mich ganz aus meiner gewohnten Sphäre gerissen. Schließlich kann man sich daran gewöhnen in Lumpen zu gehen, in einem Kellerloch zu wohnen; aber in der dumpfen Niederung ein kümmerliches Dasein zu fristen, wenn man in der lichten Höhe gelebt hat, niemals! Soll ich etwa den Bau der Votivkirche unterbrechen, den ich in der Residenz meiner Ahnen vor zwölf Jahren begonnen habe? Oder soll ich sie anstatt mit den Werken eines Thorwaldsen, mit den Pfuschereien eines Steinmetzmeisters ausschmücken lassen? Der ich mir bisher Minister, Prälaten, Generäle verpflichtet habe, soll mich nun vielleicht mit der Subventionirung eines Journalisten begnügen, der für meine Principien mit seinen papiernen Waffen zu Felde zieht? Ja, soll ich zu der Frau, die ich anbete, etwa gar sagen: Meine Liebe, bisher haben wir in zwei Palais gewohnt, von nun an beschränken wir uns auf eins! Und das Unmöglichste von Allem wäre für mich, meinen Banquier, meinen Majordomus in das Geheimniß meines Bankerotts einzuweihen und sie zu bitten, sie sollen von nun an den Etat meiner Ausgaben auf ein Drittel reduciren, meine Gallerie, mein Museum, zwei Drittel meiner Diamanten-Collection verkaufen und die Lücken mit Imitationen und falschen Steinen ausfüllen! Nein! Nein! Was ich Ihnen jetzt sage, hat noch Niemand von mir gehört und wird auch Niemand erfahren; denn ich weiß mir zu helfen und d u l d e meinen Sturz nicht, sollte es wessen Blut immer kosten!"

Jetzt beugte sich der Fürst ganz nahe zur Marquise herab, um mit ihr in leisem Flüstertone zu sprechen.

Der Lichtkreis der mit einem Schirm bedeckten Nacht-

lampe bedeckte beide Köpfe. Das wunderschöne Weib stand nun ganz unter dem Einfluß des über sie sich beugenden Dämons.

„Nun kommt die Frau, von der wir gesprochen haben. Als ihre Brüder sie mir zum Weibe gaben, legten sie uns einen Vertrag zur Unterschrift vor, nach welchem, wenn eines von uns vor dem andern stirbt, das Vermögen dem überlebenden Theile zufällt. Sie war jung, ich alt. Der Vortheil war auf ihrer Seite. Der Ausgang des Scheidungsprocesses hat den Vertrag nicht annullirt; dieser kann nicht aufgelöst werden. Wenn Blanca von Zborovy stirbt, so müssen ihre Brüder deren Besitz herausgeben."

„Aber ihr Besitz beträgt ja nur eine Million." (Das war ein Milderungsgrund.)

„Glauben Sie das nicht. Ihre Brüder bezahlten allerdings nur die Zinsen von einer Million; in der That aber ist das Vermögen fünfmal so groß." (Das erschwert die Anklage.)

„Aber ich mische keine „Erbschaftspulver." Ich kann auf die mir günstigen Chancen mit Geduld warten. In Rom hing es zuweilen nur an einem Haar, daß die Tragödie dieser Frau zu Ende ging. Jetzt kommt ihr auf einmal ein verrückter Gedanke. Sie will heirathen. Gut. Dies ändert nicht das Verhältniß zwischen uns beiden. Der Ausspruch der römischen Curie nimmt ihre neue Ehe nicht zur Kenntniß. Wenn sie stirbt, so stirbt sie als Fürstin Cagliari. Allein die protestantischen Kirchensatzungen fordern, daß sie aus dem Schooß der römischen Kirche austrete, wenn sie als von ihrem Manne geschieden betrachtet werden will.

Doch wenn sie dies thut, so verliert sie ihr Recht auf ihre Besitzungen, die nach der Bestimmung des Erblassers nur römisch-katholischen Nachfolgern zufallen können."

Die Frau zog den Kopf des Fürsten mit ihren beiden Armen zu sich heran und flüsterte ihm ins Ohr:

„Sie muß sterben, ehe sie zum zweiten Mal heirathet."

„Bevor dieser Fall eintritt, braucht sie nur allein zu sterben," sprach der Fürst, jedes einzelne Wort betonend. „Das Schicksal kann mit mir unterhandeln. Ich begnüge mich mit dem Resultat, daß Vajdar einen Bleisarg mit dem Leichnam der unglücklichen Frau heimbringt. Ich erweise ihr dann die letzte Ehre mit fürstlichem Pomp. Ihre Mörder werde ich verfolgen lassen."

Die schöne Cyrene lachte. Ist es doch zu komisch, wenn der Teufel sich rein wäscht.

Der Fürst mußte selbst lächeln.

„Das ist ein Spaß, darüber können wir noch lachen. Nun aber schließe Deine Augen und höre, was ich jetzt sagen werde, so an, als ob Du schliefest. Wenn Blanca von Zborowy den Glauben ihrer Väter verläßt und wieder heirathet, so ist es nicht genug, daß sie allein sterbe; dann muß auch der Mann sterben, der sie geheirathet, der Geistliche, der sie getraut, die gesammte Familie bis zum letzten lallenden Kinde, die sie in ihre Mitte aufgenommen hat, die Beistände, die Zeugen, die bei der Ceremonie zugegen gewesen, die Schüler, die das Hochzeitslied gesungen, die Gäste, die beim Hochzeitsmahl gegessen und getrunken haben, es muß die ganze Bevölkerung sterben, die aus dem Fenster sah, als der Hochzeitszug vorüberging und von den beiden nur sagte:

„Welch ein schönes Paar!“ Ja, die ganze Stadt muß sterben, die Zeuge dieser Hochzeit war! Die Kirche, in welcher die Trauung vor sich ging und das Haus, in welchem die Matrikel aufbewahrt wird, sie müssen dem Boden gleich gemacht werden. Ich habe die Mittel dazu! Nun, habe ich Sie gesund gemacht?“

Die Dame antwortete nicht.

Der Zauber des Dämons, der mächtiger war als sie, hatte sie betäubt.

Der Fürst entfernte sich und traf im Empfangssaal wieder mit dem zurückkehrenden Arzt zusammen.

„Es geht ihr schon besser, sie ist eingeschlafen,“ sagte er zu diesem.

„Ich war dessen gewiß,“ sprach der Arzt. „Mein Laudanum Sydenhamii ist bei solchen Leiden unfehlbar.“

Sechstes Kapitel.

In dem Städtchen der kleinen Mondinsel rüstete man sich indeß sorglos zu dem herannahenden Freudentag. Das Consistorium betrachtete Blanca als vom Fürsten Cagliari vollkommen geschieden. Die protestantischen Kirchensatzungen anerkennen nicht die Ehehindernisse des römischen Kirchenrechtes und Blanca war von der Stunde an frei, in welcher sie in die Glaubensgemeinschaft der Unitarier eingetreten war.

Rückwärts im Hofe stand abgesondert ein kleines Häuschen mit zwei Zimmern und einer Küche; dieses richtete

Aaron ganz nach dem Muster der Toroczkoer ländlichen Wohnungen ein: mit zierlich geschnitzten Möbeln aus hartem Holz, mit einem rings um die Wand laufenden Rechen, an welchem der Reihe nach glasirte Krüge hingen, und mit einem alterthümlichen Schlüsselbrett, auf welchem Steingutgefäße und Zinnteller prangten; das Bettzeug, der Betthimmel, die Vorhänge waren von Bauernmädchen gestickt.

Diese Zimmer wird man Blanca erst am Hochzeitstage zeigen, wenn der Beistand des Bräutigams und der der Braut mit einander die üblichen gereimten Sprüche gewechselt haben werden. Aaron wird da der Freiwerber des Bräutigams und Barnabas der Beistand der Braut sein.

Der Freudentag wird schon an drei Sonntagen vorher verkündet, und gleich am ersten Sonntag versammelt sich die männliche Jugend der Stadt (derzeit lauter Knaben, unter sechszehn Jahren, weil die übrigen alle Honveds sind) im Hause des Bräutigams. Die jungen Leute bringen ihre Gratulation dar und werden bewirthet; dann stellen sie draußen an der Ecke des Hauses einen hohen Baumstamm auf, der mit einem bebänderten Mistelstrauch an der Spitze die herannahende Hochzeitsfeier verkündet.

Zu diesem großen Tage wird die ganze Stadt geladen.

Wenn nur kein Unglück dazwischen kommt!

Die Vorbereitungen erhöhen die Freude der beiden jungen Damen.

Und während dieser Zeit ging Aaron jeden Abend auf den Szeklerstein hinauf und sah sich dort um, in welcher Gegend sich etwa wieder Feuerschein am Himmel zeige. Am

Morgen aber sprach er mit den jungen Damen von den Hochzeitsanzügen.

Er nahm sich wohl in Acht, vor ihnen zu verrathen, was er Nachts am Horizonte gesehen hatte.

In der Woche vor der Hochzeit feierte Toroczko mit althergebrachter Pietät einen localen Festtag, welcher sich noch aus der Zeit erhalten hatte, wo ganz Toroczko römisch-katholisch war. Es war ein dem Schutzpatron der Bergleute geweihter Tag der Freude und des Dankes, und wird dort auch heute noch in jedem Hause feierlich begangen.

Blanca erschien an diesem Festtage in der Tracht der Toroczkoer jungen Frauen. Sie trug ein Hemd mit langen, mit Flitter ausgenähten Aermeln und klein gefältelten Vordersäumen an letztern, einen grünen Rock mit gestickten rothen Streifen, ein mit bunten Vogelgestalten ausgenähtes Mieder und eine Spitzenschürze. Sie war auch die Schönste unter Allen.

Von der Hochzeit blieb Niemand weg, der sich etwas Gutes zu gönnen im Stande war.

Am Sonntag der letzten Verkündigung befindet sich die ganze Schaar der guten Freunde (ein ganzes Heer) im Hause des Bräutigams, welches in diesem Falle auch das Haus der Braut ist. Für die Mahlzeit die an diesem Tage stattfindet, haben die Brautleute nicht zu sorgen; es ist ein Abschiedsmahl, das die Gäste dem künftigen Ehepaar geben und zu welchem jeder Einzelne ein gebratenes Huhn und einen Kuchen mitbringt. Der Bräutigam giebt nur den Wein dazu, aber auch den nicht umsonst. Jeder bezahlt, was er trinkt, und das so einfließende Geld gehört der Schule.

Die eigentliche Hochzeitsfeier beginnt erst am Montag. Schon am frühen Morgen wecken Böllerschüsse die Stadt; junge Reiter galoppiren hin und her, und zwei Hochzeitsbitter, von Trompetern begleitet, tragen die Brautgeschenke, welche Braut und Bräutigam sich gegenseitig schicken, durch die Gassen. Dann begiebt sich der Hochzeitszug unter Glockengeläute vom Hochzeitshause zur Kirche; voran gehen die Alten dann die jungen Bursche, zuletzt die Frauen, und in der Mitte des Zuges der Bräutigam mit zwei Brüdern als Beiständen, und die Braut mit zwei Brautführerinnen, von denen eine Anna, die andere Susanne ist. Rebekka ist als Hochzeitsmutter zu Hause geblieben.

In der Kirche werden die Brautleute von den Schülern mit einem Festgesang begrüßt und dann hält ihnen der Geistliche eine eindringliche Predigt, die sie, so lange sie leben, nicht vergessen werden. Dann erst fragt er sie, ob sie einander wahrhaft lieben, denn nur so werde Gott sie segnen.

Beim Austritt aus der Kirche überhäuft sie die Mädchenschaar mit Blumensträußchen. Es ist Februar, und so mußten die Mädchen alle ihre Blumenstöcke in den Fenstern plündern.

Aber mit der kirchlichen Ceremonie ist die Trauung noch nicht zu Ende. Was hiernach folgt, ist eine Art Volksstück, das die Muse der Volkspoesie selbst gedichtet hat. Da rennen zuerst die Bursche mit dem Brautkuchen zum Hochzeitshause um die Wette, und wer von ihnen zuerst hingelangt, der bekommt ein von der Braut gesticktes seidenes Halstuch. Dann folgt das gereimte Zwiegespräch, in welchem

die beiden Beiſtände mit einander über die Braut unterhandeln und ſchließlich der Beiſtand des Bräutigams Sieger bleibt, aber nur, nachdem der Bräutigam gelobt hat, daß er der Braut Vater uud Bruder ſein und ſie wie ſeinen Augapfel behüten werde. Hierauf umringen die Mädchen die Braut, ſingen aufmunternde Lieder und bringen ſie ſo dazu, dem liebenden Bräutigam die Hand zu reichen. Dann führen die Kranzjungfern die Braut in das Haus des Bräutigams, nämlich in die kleine Hofwohnung, die Aaron für ſie heimlich hergerichtet hat. Weder Manaſſe noch Blanca hatten früher etwas davon gewußt.

Blanca befand ſich im Paradieſe ihrer Träume. Und als ihr dann die Brautführerinnen die goldene Haube aufſetzten und ſie über die Schwelle ihres kleinen Hauſes in den, mit ſie begrüßenden, ehrenden, liebenden Gäſten vollen Hof an der Hand des Mannes hinaustrat, deſſen Weib und Königin ſie von dieſer Stunde an vor Gott und Menſchen war: da ſchien es ihr, als ob ihr die ewige Seligkeit ſchon hier auf Erden zu Theil geworden wäre.

Sie ſetzen ſich zum Hochzeitsmahl.

Es ſind fünfhundert Gäſte anweſend. Speiſe und Trank und gute Laune wird es in Hülle und Fülle geben Nur Eines fehlt.

„Oh weh! Das iſt ein großer Jammer!“ ſeufzte Aaron. „Wir haben keine Zigeuner! Die Herren Honveds haben die Bande mit ſich genommen; ſie ſagten, ſie brauchten die Muſik im Felde nöthiger als wir zu Hauſe. Wie ſoll nun die Jugend tanzen, wenn kein Zigeuner da iſt!“

Ein kleiner Adorjan, ein Söhnchen Susannas, sprach darein:

„Ein Zigeuner ist ja da, Onkel Aaron, der Lanyi!"

„O Du kleines Närrchen, möge der Herr Dich wachsen lassen, daß Du so groß werdest, wie es zu Deinem großen Plappermaul paßt! Das ist ja nur ein halber Zigeuner!"

Doch Blanca gefiel, was der kleine Junge gesagt hatte, recht gut. Sie bat darum, daß man zu ihrer Hochzeit den einschichtigen Zigeuner kommen lasse, wenn es auch nur ein „halber" sei. Das Hochzeitsgelage nahte bereits seinem Ende, als die Boten mit dem Zigeuner ankamen und ihn in den Saal führten.

Ein seltenes Exemplar! Er trägt auch jetzt einen Sommerspencer, an dem so vielerlei Knöpfe sitzen als Knopflöcher da sind, und jeder der beiden Ellbogen anders geflickt ist. Der Schaft eines seiner Stiefel ist höher als der andere, und beide gehören auf den linken Fuß. Die weite Weste, die tief unter den Spencer reicht, mag einst einem großen, starken Manne angehört haben, während der jetzige Träger derselben nicht höher ist, als vier Fuß und drei Zoll.

Aber der kleine Bursche trägt den Kopf grade und stolz, und dieser Kopf ist werth, angesehen zu werden. Das krause, dichte, struppige Haar hängt über die Stirn herab und die Augen leuchten darunter hervor, wie glühende Kohlen; aus diesem häßlichen Gesicht strahlt ein stolzes Selbstbewußtsein.

Er besitzt auch ein entsprechendes Instrument, eine Geige, deren Schrauben aus Cornelkirschenholz gedrechselt und an der einige Rippen mit Leim zusammengeflickt sind, während

der Hals an einer brüchigen Stelle mit Draht umflochten ist; und dazu ein gebogener Eschenzweig als Fiedelbogen.

Aber deshalb giebt das Instrument doch Töne von sich, und es existirt keine Melodie, die der kleine Mann nicht spielt. Wenn er ins Feuer kommt, beginnt er zu singen, und schmettert immer lauter darauf los, bis er ein ganzes Orchester bildet. Die Begleitung übertönt die Violine, die Augen des Künstlers sprühen Funken, sein Haar tanzt auf der Stirn, alle Muskeln seines Gesichts zucken im Takt, und während er spielt und singt, tanzt er auch selber mit.

Blanca klaschte vor Freude in die Hände. Dieser Künstler ist ja ein Unicum, wegen dessen es der Mühe werth wäre, von Amerika hierher zu reisen.

„Wenn nur schon Jonathan und Zenobia da wären!"

All' ihre Heiterkeit war wieder getrübt, als ihr einfiel, daß die Beiden noch immer fehlten.

Gegen Abend begann auch schon Aaron selbst besorgt zu werden, daß Jonathan und Zenobia noch immer nicht da waren.

Er hatte bereits alle seine Vorspiegelungen erschöpft, mit denen er bisher Blancas Besorgnisse zu beschwichtigen bemüht gewesen war.

Jetzt griff er zu seinem letzten Mittel.

„Na, mein lieber Engel," sagte er zu Blanca, „ich habe Dir versprochen, auf Deiner Hochzeit Dir zu Ehren den ersten Szeklertanz zu produciren. Sei nun so gut, zuzusehen, denn Du siehst so was nicht alle Tage."

Auf die blitzschnell sich verbreitende Nachricht von Aarons Vorhaben, wichen die Tänzer aus der Mitte des

Saales zurück, und bildeten einen großen Kreis; denn zum Szeklertanz ist ein sehr geräumiger Platz nöthig. Ein einziger Tänzer füllt den ganzen Tanzraum aus.

Der Szeklertanz gleicht keiner der bekannten choreographischen Figuren. Er ist auch nicht leicht zu erlernen; man bedarf hierzu stählerner Muskeln und großer gymnastischer Gewandtheit.

Der Tänzer besorgt sich dazu selbst die Musik, indem er ein scherzhaftes Volkslied singt.

Und während er singt, hockt er abwechselnd auf einem Beine nieder und schleudert das andere vor sich hin, ohne daß er mit der Ferse den Boden berühren darf, und zur selben Zeit wirft er einen Arm in die Luft empor, während er den anderen in die Hüfte stemmt; und die groteske, bald sich aufrichtende, bald zusammenknickende Gestalt behält bei aller Komik der Bewegungen und aller Scherzhaftigkeit des Liedes im Gesicht den stolzen, selbstvertrauenden Ernst bei, der dem Szekler eigen ist. Das ist ein Tanz und eine Kraftproduction zugleich.

Jetzt stürzte Alexander aus dem Zuschauerkreis vor Aaron hin und flüsterte ihm etwas ins Ohr, worauf der Alte plötzlich emporsprang, um auszurufen:

„Sie sind gekommen!“

Niemand verstand so rasch, wer gekommen sei, wie Blanca. Mit einem Freudenschrei sprang sie von ihrem Sitze auf. Sie wollte die Erste sein, die die sehnlichst Erwarteten begrüßte.

„Schwägerin, Schwägerin!“ rief Alexander, „geh’ nicht hinaus! Laßt sie nicht hinaus!“

Es war zu spät.

Am Treppenaufgang der Vorhalle standen zwei Pferde. Auf dem einen saß Zenobia.

Blanca eilte zu ihr hinab und ergriff die Hand des Mädchens.

„Bist Du also doch gekommen! O, wie haben wir Dich erwartet! Nun steige doch ab!“

Zenobia sprach nichts und rührte sich nicht aus dem Sattel.

„Wo ist Jonathan?“ fragte Blanca.

Da sprach Zenobia:

„Hier ist er.“

Und hiemit zeigte sie auf das andere Pferd.

Auf den Rücken desselben war eine in ein weißes Leintuch gewickelte Gestalt gebunden . . eine Leiche . . . .

„Jonathan!“ kreischte Blanca auf.

Zenobia antwortete mit dumpfer heiserer Stimme:

„Dein Bruder hat meinen Vater getödtet, und meine Brüder haben Deinen Bruder getödtet. Und jetzt wird das so immer fortgehen, immer, immer.“

Blanca verlor vor Schrecken die Sprache; aber Anna, die ihr auf dem Fuße gefolgt war, brach in Wehklagen aus.

Ein kräftiger Mann erfaßte sie rückwärts mit einer Hand, und hielt ihr mit der andern den Mund zu. — Es war Aaron.

„Weine nicht! schreie nicht! Wenn die drinnen es hören, so stürzen sie heraus und zerreißen Ciprianus Tochter, die jetzt unser Gast ist.“

Anna vergrub ihr Gesicht in Blancas Schooß.

„Alexander!“ murmelte Aaron mit unterdrückter Stimme, „gehe schnell hinein und sage dem Zigeuner, er solle einen „Polstertanz“ spielen. Die Leute wollen sich unterhalten.“

Unterdessen kam auch Manasse heraus.

„Manasse!“ flüsterte Aaron, „komm her, hilf mir Deinen Bruder vom Pferd herabnehmen.“

Auf dieses Wort röchelte Manasse auf, wie einer, dem man einen Dolch ins Herz gestoßen hat. Die Kniee schlotterten ihm. Doch bald ermannte er sich wieder und eilte hin, die Stricke abzulösen, mit welchen die eingehüllte Leiche auf das Pferd gebunden war.

Zenobia sprach unterdessen fortwährend im Sattel sitzend, leise zu Blanca:

„Im Scharmützel bei Felvincz hatten die Ungarn einen einzigen Todten; das war er. Er hat Viele getödtet und daher ist auch er getödtet worden. Sein Pferd trug ihn, als er schon todt war, aus dem Getümmel fort, und rannte mit ihm nach dem Walde. Dort hütete es ihn, bis ich ihn aufsuchte. Du hast uns zu Deiner Hochzeit geladen, und wir sind, wie Du siehst, beide gekommen. Jetzt kannst Du mich hineinrufen und, mich Deinen Gästen zeigend, sagen: Das ist die Tochter jenes Ciprianu, dessen Söhne Sasd und Felvincz verwüstet und Jonathan Adorjan getödtet haben!“

„Fort! Fort! Fort!“ stammelte Blanca, mit der Hand eine abwehrende Bewegung gegen Zenobia machend. Sie war entsetzt von dem Gedanken, daß die Toroczkoer, wenn sie dieses Weib hier finden, in der ersten Aufwallung ihres

Zornes dieses Haus, diese Stadt mit dem Blut Zenobias beflecken könnten.

„Gehe in Frieden, Zenobia," sagte Aaron. „Meine Leute werden Dich nicht verfolgen. Worüber zwischen uns ein so großer Streit entstanden war, das ist für uns Beide verloren. Wir sind uns einander nichts mehr schuldig."

„Ich Dir nichts mehr, Aaron; aber Deiner Schwester und Deiner Schwägerin fühle ich mich noch verpflichtet für die schöne, sehr schöne Einladung, die sie an mich geschrieben haben. Diese Schuld werde ich gewiß noch abtragen."

„Gehe mit Gott," sprach Manasse.

„Dir aber, Manasse, sage ich, denke daran, was Dir der Tribun von Monasteria gesagt hat: „Wir haben mit Euch Frieden geschlossen, wir haben ihn beschworen, und werden ihn auch halten. Aber wenn aus Euerer eigenen Mitte ein Verräther hervorgeht, so zittert!" Denke oft an diese Worte! Gott segne Euch!"

Hierauf wandte sie ihr Pferd und ritt zum Thore hinaus, dem Wind entgegen, der ihr den Schnee ins Gesicht wehte.

„Wo sollen wir den Leichnam hinlegen?" fragte Aaron. „Das Haus ist voll von Hochzeitsgästen."

„Hierher! Hierher! in unser kleines Häuschen!" sagte Blanca.

„Wohin? In Dein Brautgemach? In Dein Brautbett? Unseren Todten? O, mein Gott!"

Und so mußte es geschehen. Die beiden Brüder trugen Jonathan in das kleine Häuschen, nahmen ihn dort aus dem Leichentuch und legten ihn in das Brautbett, bis der Sarg

für ihn fertig würde. Der Tod war in das neue Haus eingezogen. Er war der erste Gast. Blanca setzte sich an den Rand des Bettes und schaute auf den Todten. Die Aehnlichkeit zwischen Jonathan und Manasse war überraschend.

Das todte Ebenbild ihres Mannes enthüllte ihr Alles, was man bisher vor ihr geheim gehalten hatte.

Als sie Jonathan auf der Szamosbrücke in Klausenburg begegnete, glaubte sie, der Krieg, in den solche stattliche Reiter ziehen, sei nur ein schönes Spiel.

Und dann erinnerte sie sich, daß sie ihm damals auf Aarons Bitte einen Kuß versprochen habe, worauf der junge Held erröthend sagte: „Sobald ich mit Ehren nach Hause komme; und wenn man mich todt heimbringt, so gieb mir auch dann meinen Kuß.“

Nun ist er gekommen, um sich den versprochenen Kuß zu holen. Und je mehr sie sich zu ihm neigt, desto größer wird bei ihr die Täuschung, daß dies Manasse sei, todt, erschlagen, eisstarr! Ihre Nerven erzittern, als sie sich niederbeugt und ihre Lippen das Marmorgesicht berühren; und in krankhaftes Schluchzen ausbrechend, ruft sie: „Manasse!“

Ihr Mann neigt sich zärtlich zu ihr hin und drückt sie an sein Herz. Jetzt erst kommt sie zu sich.

Er ist es doch nicht! Er ist nicht der Todte!

„O stirb nicht! Mögest Du nie so vor mich kommen!“

Ungeheures Entsetzen erfaßt ihre Seele, indem sie daran denkt, daß auch Manasse auf diesem traurigen Bette in solchem Zustande liegen könnte!

Sie erinnert sich jetzt an die geheimnißvolle Reise in

der Tordaer Schlucht und mit der wunderbaren Divinationsgabe des Frauenherzens stellte sie sich aus einzelnen zufällig fallen gelassenen Worten zusammen, was geschehen wäre, wenn Manasse in jener gottbegnadigten Nacht nicht den kühneren schwereren Weg nach dem Monasterium eingeschlagen und direkt das feindliche Lager aufgesucht, sondern den einfacheren kürzern Weg durch den Tordaer Wald gewählt hätte, um sich mit dem Schwert in der Hand den Weg nach Hause zu bahnen! — Dann wäre auch er jetzt ein solch stummer Passagier.

Hierauf machte sie den drei Brüdern Platz, die nun ebenfalls den Todten umarmten.

Allmälig kamen auch die übrigen Brüder aus dem Hochzeitshause herüber. Alexander hatte sie einen nach dem andern herausgerufen. Den Gästen fiel das Verschwinden der Familienglieder nicht auf, sie unterhielten sich um so ungezwungener.

Daß aber der Bräutigam und die Braut so rasch verschwunden waren, stimmte mit einem alten Gebrauch vollkommen überein. Sie sind gewiß nach der Stätte geeilt, wo alle Freuden des Paradieses ihrer warten.

Wenn die Gäste gewußt hätten, was das für Freuden waren!

„Aaron,“ sagte Manasse, „sorge dafür, daß die Hochzeitsgäste heute noch nichts erfahren. Erhitzt, wie sie jetzt sind, wären sie im Stande sogleich zu den Waffen zu greifen, und am Ersten, dem sie begegnen, Blutrache zu üben. Sie sollen sich lieber unterhalten.“

„Wie Du befiehlst,“ sagte Aaron und ging selbst in

den Hochzeitssaal hinüber. Er besaß unter Allen die meiste Selbstbeherrschung; sein Gesicht war wie aus Eisen gegossen und verrieth nicht was in ihm vorging. Die Trompeter bliesen den Bergknappen-Marsch und diese geräuschvolle Musik übertönte das Weinen und Klagen im kleinen Häuschen im Hofe.

Nach dem Marsch begann die Hochzeitsgesellschaft sich zu zerstreuen. Mit dem Trompeter zusammen zog die Schaar der Gäste auf die Gasse und schritt unter Musikbegleitung weiter, allmälig zusammenschmelzend, da jeder bei seinem Hause zurückblieb.

Nur die Studenten des Kollegiums blieben noch mit ihrem Vorsänger, dem cantus praeses, im Hochzeitshause. Sie hatten die Aufgabe vor dem Fenster des Brautgemaches einige Lieder zu singen.

Sie stellten sich vor dem kleinen Häuschen im Kreise auf und beriethen sich mit dem Vorsänger, welches Lied sie beginnen sollten. Sie wählten das Lied:

„Komm, Geliebte, komm ans Fenster!
Alles ging zur Ruh.
Nur ein glücklich liebend Pärchen
Zeigt sich ab und zu.“

„Schweigt, Jungens!“ sprach jetzt Aaron hinter ihnen, laßt dieses Lied, sondern singt den Trauerchor:

„Sargesdeckel, Schooß der Erde,
Thut euch auf!
Lassen wir dem Lauf der Zähren
Freien Lauf.“

Es ist ein Todter im Hause.

Blanca durchwachte die ganze Nacht bei dem Todten. Das war ihre erste Brautnacht.

Siebentes Kapitel.

Am frühen Morgen verkündigte Glockengeläute dem Städtchen, daß ein Trauerfall eingetreten sei.

Die gestern Hochzeitsgäste waren, kamen heute als Leidtragende in das Haus Adorjan.

Die Brüder waren draußen auf dem „Birgej."

Warum in Toroczko die Stätte der Todten „Birgej" heißt, das werden Sprachforscher vielleicht durch den Umstand erklären können, daß dieser Ort vor Jahrhunderten von Deutschen bewohnt war.

Aber auch die Wohnstätte der Todten sieht in Toroczko nicht so aus, wie anderwärts. Die Grabgewölbe sind in den Felsen gehauen, — eine Gasse, in der Todte wohnen, und die der Gruppe der seleucidischen Felsengräber gleicht. Jede Familie hat ein solches Felsenhaus, in welches die von der Erde Scheidenden hinabsteigen. Die Höhle dringt immer tiefer in den Felsen hinein und bildet bei mancher alten Familie einen ganzen Tunnel. Da schlafen die Bergleute, die ihr Leben im Schooß der Felsen hingebracht haben, und auch todt am liebsten hier ruhen. Ueber den Grabnischen ist kein Name zu lesen. Die hier schlummern, haben Alles, auch ihren Namen, dem zurückgegeben, von dem sie

es bekommen hatten. Ihr Andenken fortzupflanzen ist Pflicht der am Leben Gebliebenen.

Die neue Grabnische für den Todten hauen die Familienmitglieder selbst in den Felsen. Dies ist ein aus alten Zeiten stammender frommer Brauch. Ist kein Mann in der Familie, so stellen sich die Nachbarn hilfreich ein. Es wäre eine große Kränkung in Toroczko, wenn ein Grab durch einen bezahlten Todtengräber hergestellt würde.

Der Katafalk wurde Nachmittags in der Kirche aufgerichtet. Die gesammte Bevölkerung versammelte sich, um Jonathan die letzte Ehre zu erweisen. Das Volk sang, der Geistliche hielt eine Trauerpredigt.

Die ganze Stadt begleitete den Sarg von der Kirche zum Birgej. Die Männer trugen denselben auf ihren Schultern; auf dem Sargdeckel lagen der bekränzte Säbel, und der von Kugeln durchlöcherte Czako des Todten. Vor dem Sarge tönten die Trauerlieder des Schulchors, hinter demselben das Schluchzen der Frauen.

In der Nähe des Grabgewölbes nahmen die sieben Brüder den Sarg auf und hoben ihn in die Nische, worauf sie einen großen Stein vor die Oeffnung wälzten. Dann kamen sie heraus und küßten einander.

Da stellte sich ein einfacher Bürger, ein silberhaariger Greis auf die steinerne Kanzel des Birgej und sagte der Menge, wer derjenige gewesen sei, den sie hier begruben, wie er gelebt, wie man ihn geliebt, und auf welche Weise er seinen Tod gefunden habe. Sein Andenken möge so lange unvergänglich fortdauern, als Menschen in diesem Felsenthale leben werden!

Der Geistliche segnete das geschlossene Grab, und sprach das Amen dazu.

Die Studenten sangen zum letzten Mal, die Kinder und Weiber verließen gruppenweise die Todtenstätte, und nur die Männer blieben zurück.

Da stellte sich Aaron auf die steinerne Kanzel und sprach:

„Brüder und Freunde! Wir haben unsere Pflicht gegen die Todten gethan. Thun wir jetzt unsere Pflicht gegen die Lebenden. Es war genug der Trauergesänge; lassen wir jetzt die Waffen erklirren.“

Dreihundert Männer riefen hierauf:

„Zu den Waffen!“

Die bisher schweigsam trauernden Gestalten waren zu flammender Wuth erregt; der unterdrückte Grimm brach auf einmal aus und machte sich in Flüchen und Verwünschungen Luft.

Die Toroczkoer fluchen sonst nie. Wenn sie sehr zornig sind, so ist ihre einzige Verwünschung: „Das Birgej soll Dich verschlingen!“ und auch diese klingt scherzhaft.

Sie waren bereit sogleich aufzubrechen, und die Mörder Jonathans zu überfallen.

„Gehen wir nach Hause um unsere Waffen zu holen!“

„Auf dem Platz' versammeln wir uns!“ rief Aaron von der steinernen Kanzel herab, als er plötzlich rückwärts von einer starken Hand am breiten Gürtel erfaßt, und von der Erhöhung herab gehoben wurde.

Aaron fragte gar nicht, wer dies sei, er wußte sogleich,

daß nur sein Bruder Manasse einer solchen Kraftproduktion fähig war.

„Was wollt Ihr!“ fuhr dieser seinen Bruder Aaron so laut an, daß die ganze Menge es hören konnte. „Ich habe mit unseren Nachbarn Frieden geschlossen, und diesen im Namen des einen lebendigen Gottes beschworen, wollt Ihr meinen Schwur zu Schanden machen?“

„Haben Sie nicht Deinen Bruder Jonathan gemordet?“

„Nein! Mein Bruder Jonathan ist im Kampf gefallen, ein ehrlicher Soldat mit dem Säbel in der Hand. Es kämpfen noch mehrere von unseren Angehörigen, die für ihr Vaterland sterben werden. Wir beweinen sie und ehren das Andenken unserer Helden, doch wir sind keine wilden Indianer, die für die im Kampfe Gefallenen Blutrache üben!“

„Gut, Bruder Manasse, aber Du brauchst uns nicht wilde Indianer zu schimpfen. Ich will ja nicht, daß wir über unsere Nachbarn herfallen und ihnen die Häuser über den Köpfen anzünden, sondern daß wir auf unserer Hut seien und uns und unsere Familie nach Kräften vertheidigen.“

„Unsere größte Kraft ist Gott, in dessen Hand ich unser Geschick legte, als ich in seinem Namen schwur. Wenn er mit uns ist, wer kann uns etwas zu Leide thun, und wenn wir von ihm uns abwenden, wer beschützt uns?“

Die Menge begann Manasse's Worte mit beifälligem Gemurmel zu begleiten.

„Glaube mir, mein Bruder Manasse,“ sprach Aaron, „ich bin ein so guter Christ, wie wer immer sonst. Ich habe noch an keinem Feiertag versäumt in die Kirche zu gehen,

selbst wenn ich krank war. Aber ich fühle mich doch beruhigter, wenn ich, während ich für mein Seelenheil bete, mein Gewehr in Ordnung weiß."

„Dann bist Du kein wahrer Gottgläubiger," rief Manasse im verweisenden Tone; „auch Du bekennst den Jesus, in dessen Namen die Bartholomäusnächte, die Autodafe's und die Kreuzzüge veranstaltet wurden, und bist kein Gläubiger jenes Jesus, der gekommen, um zwischen den Menschen Frieden zu stiften, und der zu Peter sagte: „Wer das Schwert nimmt, soll durch's Schwert umkommen."

„Ich weiß nicht, ob er das wirklich gesagt hat. Matthäus behauptet es, aber Marcus und Lucas erinnern sich nicht daran, und nach Johannes hat Jesus zu Peter, nachdem dieser dem Malchus das Ohr abgehauen hatte, nur gesagt: „Stecke Dein Schwert in die Scheide." Uebrigens weiß ich nicht, was geschehen wäre, wenn er es mir gesagt hätte. So viel ist gewiß, wenn der Heiland dem Verräther Judas in meiner Gegenwart den eingetauchten Bissen gereicht hätte, ich hätte den Iskarioth so niedergehauen, daß er vergessen haben würde, den Meister zu verrathen, wie ich auch den Verräther, der die Truppen gegen Toroczko führt, wenn er nur in meine Nähe kommt, mit dem Kolben meines Gewehrs zu Boden schlagen werde."

„Welchen Verräther?"

„Den, von welchem gestern das Mädchen sagte: „Wenn einmal ein Verräther aus unserer Mitte hervorgeht, so zittert vor ihm!" Heute kenne ich den Sinn dieser Worte schon. Unter den Tribunen der Insurgenten ist ein neuer

Mann aufgetaucht, der sich durch ausgesuchte Grausamkeit hervorthut. Das ist unser Iskarioth."

„Woher vermuthest Du das?"

„Daher, daß er sich Diurbanu nennt. Ein echter Wallache würde nicht den Beinamen seines Königs Decebal annehmen. Das ist gerade so wie wenn bei uns jemand sich Attila nennen würde. Jedermann würde daran erkennen, daß er es mit einem „gewendeten" Deutschen zu thun habe. Nun gut, Manasse. Ich liebe Dich. Du bist mein Herr, ich gehorche Dir. Ich werde Dir Deinen Gang nach dem Monasteria und Dein Erscheinen in der Porlikhöhle nie vergessen. Du verstehst es besser, Deine Brüder zu lieben, als ich. Ich räche sie nur, Du rettest sie. Du, der Du mit Moga und dessen Leuten Frieden geschlossen hast, darfst mit Recht von uns verlangen, daß auch wir diesen Frieden einhalten. Wir werden uns daher an Niemandem für den armen Jonathan rächen. Wir sagen, daß er als Bote nach Hause gekommen sei als Abgesandter des Todes. Aber wir dürfen die Nachricht nicht mißverstehen, die uns dieser stumme Bote gebracht hat. Wenn wir einmal hören, daß Diurbanu mit seinen Kriegern, die Deinen Frieden nicht kennen und nicht angenommen haben, gegen Toroczko zieht, dann wird Herr Ssako zu befehlen haben."

Dies war der Hauptmann der Nationalgarde.

„Ich werde auch dort mit Euch sein," sprach Manasse.

Dann drückten sie einander die Hand und umarmten sich und das ganze Trauergeleite ging nach Hause. —

Aber trotz seinem Einlenken verbrachte Aaron die Nacht auf dem Szeklerstein und empfahl den Patrouilleführern

der Nationalgarde, wie auch dem Thurmwächter wachsam zu sein; wenn sie auf dem Szeklerstein das Signalfeuer aufleuchten sehen, so sollen sie sich bereit halten und keine Verwirrung anrichten. Sie sollen mit Trompeten und Glockengeläuten Signale geben, in allen Häusern soll Licht brennen und Alles soll die ganze Nacht wach bleiben. Denn bei allem Gottvertrauen sei es doch gut, gerüstet zu sein. —

Nachdem Manasse zu Hause die traurige Abendmahlzeit beendet hatte, sagte er zu seiner Familie:

„Bevor wir uns zur Ruhe begeben, lesen wir biblische Geschichten.“

Es ist nämlich Sitte, daß am Abend eines Begräbnißtages im Trauerhause die heilige Schrift gelesen werde.

Rebecca legte das große mit Spangen versehene Buch vor Manasse hin.

Dieser aber öffnete die Bibel garnicht, sondern legte eine Hand darauf, und mit der andern seine Gattin umschlingend, begann er der Familie seine und Blancas Geschichte zu erzählen.

Es war dies wahrhaftig wie ein Abschnitt aus der poetischen Chronik der heiligen Schrift voll Wunder, in denen sich die Macht des Herrn offenbarte.

Er erzählte der aufmerksam horchenden Familie von all den schrecklichen Gefahren, aus denen Blanca errettet wurde, und Alles lauschte mit Andacht der Wundermär, in der nur Wirkliches erzählt wurde. —

Vieles erfuhr Blanca erst jetzt. Bisher hatte man ihr alle Gefahren verheimlicht. Sie hatte nur von Freuden und Hoffnungen sprechen hören; allein seitdem der Mann

gekommen war, der nicht zu lügen vermag, der mit seinem erstarrten Anblick, mit seinen geschlossenen Lippen das bis dahin verheimlichte Mißgeschick verkündigte, war es nicht mehr möglich, sie zu täuschen, mußte sie Alles erfahren.

Die Nacht war vorgerückt und die Erzählung war noch nicht zu Ende. Von Zeit zu Zeit ging einer oder der andere der Brüder in den Hof hinaus, um zu lauschen, ob nichts vorgehe, und kam dann mit der Nachricht zurück, daß eine schöne sternenhelle Nacht sei, und daß im ganzen Thal Stille herrscht.

Später brachten sie die Nachricht, daß jetzt über dem Gipfel des Szeklersteines der Mond aufgehe und daß die Hähne Mitternacht verkündigen. Alle Welt liege im Schlaf.

Manasse setzte seinen Bericht noch weiter fort und erzählte, wie er diese Frau vertheidigt und beschützt, wie er sie mit allen Gedanken seiner Seele gehütet habe. Welch ein einfacher irdischer Vorgang war dies, und doch voll himmlischer Wunder! Blanca erfuhr jetzt, daß in allen ihren Widerwärtigkeiten zwei Mächte sie aufrecht erhalten hatten; beide heißen „Liebe," und die eine wohnt im Himmel, die andere im Menschenherzen.

Einer der Brüder brachte jetzt die Nachricht, daß über dem Tereszteskfelde das erste Morgenroth aufglühe.

Manasse gelangte jetzt in seinem Bericht zu der in der Balyikaburg und in Monasterium verbrachten Nacht. Welch eine heitere komisch endende kleine Geschichte war das, und doch war darin sein, seiner Gattin und zweier Brüder Leben und die Existenz seiner Geburtsstadt auf eine Karte gesetzt.

Blanca erfuhr den Vorgang erst jetzt, obgleich sie längst etwas davon geahnt hatte.

Manasse erzählte, welche schauderhafte Verwüstungen der von Toroczko abgewendete Menschen-Lavastrom rings herum angerichtet habe. Wer kann von der Lava Barmherzigkeit verlangen? Schuldig ist nur der Vulcan, der sie ausströmen ließ.

Und jetzt steht Toroczko mitten in der Lavafluth, von blutdürstigen Haufen umringt, von deren Kriegsgeschrei bereits alle Berge der Mondinsel widerhallen.

„Jetzt weißt Du also, wohin ich Dich gebracht habe," sprach Manasse, sein geliebtes Weib umarmend.

„An einen guten sichern Ort," antwortete sie, ihren Kopf an die Brust ihres Mannes lehnend, „in den Schutz Gottes, und in Deine Arme."

Der durch das Fenster fallende Purpurschein verkündete das zweite Morgenroth.

Dies war Blancas zweite Hochzeitsnacht. —

Während die Sterne über dem Toroczkoer Thale so schön funkelten, stieg von den nördlichen Bergen ein Heer in das Thal des Szilaobaches hinab, welches in das Toroczkoer Thal heraufführt. Es waren die Truppen Diurbanus. Während diese aus viertausend Mann bestehende Schlange durch das Thal hinzieht, ist der Kopf derselben schon auf dem Berggipfel oben, und das Ende noch in den Windungen des tiefen Wegs.

Diese Truppen schreiten in der Stille ohne Trommelschall hin, und halten die Gewehre unter dem Mantel ver-

borgen, damit nicht das Blinken der Bajonette ihr Herannahen verrathe.

Sie müssen trachten am Morgen über den Paß des „Steines", über das gefährliche Felsenthor des Toroczkoer Thales hinaus zu sein; denn dies ist ein denkwürdiger Ort, an welchem die Namen bedeutender Feinde mit Blut angeschrieben sind. Furchtbare Mongolenhorden haben in diesem Felsenpaß ihr Grab gefunden. Eine Truppenschaar Basta's ist hier bis zum letzten Mann erschlagen worden. Die Niederlage einer Türkenschaar, welche Nagy Enyed verwüstet hatte, zwischen dem Felsenpaß und der Höhle Catatje steht noch in lebhaften Andenken. Wenn die Toroczkoer diese Felsenhöhen besetzt halten, so ist das Thor versperrt.

Aber sie halten sie nicht besetzt; sie vertrauen auf den Friedensschluß und auf den Herrn, der über die Eidschwüre wacht. Sie schlafen ruhig innerhalb ihrer Thore. Nicht das Bellen eines Hundes verräth die herannahende Gefahr. Der aufgehende Vollmond dient als Führer, das schweigsame Thal mit dämonischer Schadenfreude beleuchtend.

Das Thal wird vom Szilasbach durchschnitten. Es ist dies ein romantischer, gewöhnlich sanft hinrieselnder kleiner Bach, aber zur Zeit der Schneeschmelze ein gewaltiger Bergstrom, der Nagy Enyed oft unerwartet überfällt, und mit Ueberschwemmung heimsucht. Das Bett ist tief, und die Ufer, über welche solide Brücken führen, erheben sich steil.

Die Schaar der Insurgenten hatte, sobald es zu tagen anfing, die Musinaer Brücke erreicht. Von dort konnte man schon die Toroczko beherrschenden Berge sehen.

Der Felsenpaß ist von da nur eine Stunde weit. Aber

wenn auch jemand die Toroczkoer rasch benachrichtigen würde, so hätten sie doch nicht mehr Zeit, die Höhen zu besetzen. Sie können den Kampf jetzt nur mehr im Thale vornehmen.

Sie sind ihrer dreihundert, ihre Angreifer viertausend.

Sie sind keine geübten Soldaten, sondern Bauern, Bergleute, Handwerker. Jene aber sind zum größten Theil ausgediente Grenzer, die mit Waffen umzugehen wissen und durch eigene Offiziere kommandirt werden.

So wie die Sonne aufgeht, beginnen am jenseitigen Ufer des Strombettes Bajonettspitzen zu blinken. Es naht nämlich ein kleiner Trupp Honveds, die der ungarische Abtheilungs-Kommandant, von der Bewegung der Schaar Diurbanus benachrichtigt, vorausgeschickt hatte, damit sie die Brücke besetzen. Sie sind aber zu spät angekommen, Diurbanus Grenzer drängen bereits in dichten Reihen über die Brücke.

Da kommt vom Helvinizer Bergwege her eine Reiterschaar waffenklirrend herab. Es waren siebzig Mann.

Und diese siebzig Reiter eilen auf die Brücke zu, die mit stark bewaffneter Infantrie besetzt war.

Die Grenzer verließen sich darauf, daß sie Zielen gelernt haben, und schossen daher auf den Feind, als dieser noch fern war. Die Kugeln schlugen an die Helme und Kürasse der Cavalleristen. Denn diese waren Kürassire.

Das Schicksal hatte in erhabener Ironie nicht Enkel Attilas geschickt um mit den Enkeln Troja's abzurechnen, sondern es hatte hiezu eine kleine Schaar italienischer Reiter (ehemalige Chevauxlegers vom italienischen Regiment Creß), die unter der ungarischen Trikolore fochten, gewählt und

stellte sie ihnen gegenüber. Auch diese sind Nachkommen Trojas, Sprößlinge der Alpen-Legionen.

Die auf der Brücke Befindlichen hatten nicht mehr Zeit ihre Gewehre zum zweiten Male zu laden.

Die kleine italienische Schaar packte sie wie der Sturm, und binnen einer Minute sprangen die, welche ihr Leben retten wollten, zu beiden Seiten von der Brücke hinab; die nicht weichen wollten, blieben todt auf dem Platze.

Und die Reiterschaar begnügte sich nicht damit, die Brücke einzunehmen. Als ob ihr eine ganze Armee auf dem Fuße folgte, fiel sie über die Insurgenten her und siebzig Mann fochten im offenen Felde gegen viertausend. Seit den Kreuzzügen, seit den Kämpfen eines Bayard, und du Guesclin, eines Richard Löwenherz ist auf keinem Schlachtfelde Aehnliches vorgegangen. Siebzig Horatius Cocles gegen das Herr Porsennas! Wer das alte römische Volk wieder auferweckt wünschte, der konnte hier seinen Wunsch erfüllt sehen.

Der heroische Angriff löste in der Schaar der Insurgenten alle Bande der Ordnung auf; sie warfen die Waffen weg, flohen gegen den Wald, gegen den Bergabhang und die italienischen Reiter verfolgten sie eine Stunde weit, den Weg mit blutigen Leichen besäend. Lange scholl das Signal zum Sammeln vergebens; es war kaum möglich sie zur Rückkehr zu bewegen. Sie hatten dreihundert Todte auf dem Platze gelassen. — Und die siebzig Italiener waren nicht einmal müde. Während sie zurückkehrten, sangen sie einen Chor aus Ernani.

Toroczko vernahm nicht das geringste Geräusch von dem Sturm, der ihm galt und glücklich von ihm abgewendet wurde.

Die Schatten des Abends schwebten wieder in das kleine Thal hernieder. Nach den zwei durchwachten Nächten ging im Hause Adorjan Alles frühzeitig zur Ruhe. Auch Manasse führte seine geliebte Gattin in die kleine Wohnung, die eher von der Trauer eingeweiht worden war, als von der Freude.

Nur Aaron war noch nicht zu Hause. Er pflegte seine eigenen Wege zu gehen, über die er Niemandem Rechenschaft gab.

Einmal wird draußen an die eisernen Fensterläden des Adorjan'schen Hauses gepocht, und darauf erschallt Aarons Stimme, der von draußen ruft: „Gott ist einzig! Gott Jehova! Der Herr, der Sanheribs Heer zertrümmert, hat heute die Schaar Diurbanus bei der Musinaer Brücke wie Spreu auseinander gejagt. — Ruht im Schutz des Herrn, ihr Gerechten!"

Und hiermit ging er weiter in die Stadt, um von Haus zu Haus anzupochen, und die Nachricht zu melden, welche die Gemüther mit Beruhigung erfüllte.

Achtes Kapitel.

Obgleich die Erde mit Blut überströmt war, blühten im Frühling dennoch die weißen Blüthen wieder auf.

Ich erinnere mich keines Frühlings, der herrlicher gewesen wäre, als der von 1849. Und der glücklichen Ver-

heißung entsprach auch die reichliche Ernte, welche darauf erfolgte. —

Als ob der Segen Gottes und der Fluch der Menschen miteinander gewetteifert hätten, wer von ihnen eine höhere Pyramide bauen könne. —

Auf dem von Csegez auf den Szeklerstein sich hinaufwindenden Felsensteig wandelten an einem schönen Mainachmittage Blanca und Anna, Manasse und Aaron aufwärts. Manasse hatte seine Zeichenmappe und einiges Malergeräth mit, Aaron trug die Ueberkleider der Damen und eine mit Speisevorräthen gefüllte Tasche auf dem Rücken. Den mit einer eisernen Spitze versehenen Bergstock ausgenommen, hatten sie keinerlei Waffen mit.

Die beiden Männer schritten neben einander her, die zwei Damen aber blieben hinter ihnen zurück, um Alpenblumen zu sammeln. Rhododendron, Orchys und Epigonitis erschlossen sich damals in den riesigen Blumenbeeten der Felsenthäler in ihrer größten Pracht. Aus den zurückgelassenen Wäldern unten scholl das Röhren der Hirsche und der Flötenton der Schwarzamseln herauf.

„Du denkst also ernstlich daran, Aaron, gegen unsere Feinde, wenn sie unsere Stadt angreifen, auf diesem Berge einen systematischen Widerstand zu entwickeln."

„Ganz gewiß werde ich unsere zarten schönen Frauen und unsere unschuldigen Kinder nicht elend hinschlachten lassen."

„Und Du glaubst, daß dieß möglich sei?"

„Ob es möglich sei, das ist die zweite Frage. Die erste ist, daß es sein muß. Die Zeit der Friedensunterhandlung ist zu Ende. Ihr hattet allerdings etwas Gescheidtes vor, die ihr es ver-

sucht habt, die Walachen zu versöhnen. Aber ein einziger Narr kann einen solchen Stein in Brunnen werfen, den hundert Kluge nicht herauszuheben vermögen. Als die Friedensunterhandlungen zwischen den Ungarn und Rumänen in Abrudbanya im besten Zuge waren, legte der Teufel sein Ei in Gestalt des wahnsinnigen Hortvani ins Nest; dieser überfällt trotz des Waffenstillstandes das Lager Jankos, und darauf ergreifen die bereits halbwegs beschwichtigten Rumänen die Waffen aufs Neue, wenden sich gegen den Angreifer, und die Schaar, die bei Helvincz von zweihundert Honveds in die Flucht geschlagen und bei der Musinaer Brücke von siebzig Cavalleristen auseinander getrieben wurde, schlägt ein regelmäßiges aus zwölfhundert Mann bestehendes Corps aufs Haupt, nimmt ihm seine drei Kanonen, massakrirt die berühmte Todtenkopf-Legion und vernichtet Abrurbanya."

„Das alles weiß ich, und ich sehe auch voraus, daß in Folge dessen die in Siebenbürgen unterdrückte Flamme aufs Neue auflodern wird. Ich werde mich auch nicht wundern, wenn ihr daran denken werdet, den Engpaß um „Stein" und das Boraver Defilé in Vertheidigungszustand zu setzen, aber die Vertheidigung des Szeklersteines ist reiner Wahnsinn. Denn auf dieser Seite schützt uns entweder die Freundschaft unserer Nachbarn oder nichts sonst, denn, wenn unsere Nachbarn uns die Freundschaft kündigen, so ist der ganze Szeklerstein nicht stark genug uns zu schützen."

„Hat doch die Burg auf dem Szeklerstein die Gegend gegen die ganze Mongolenhorde geschützt."

„Das war zur Zeit der alten Kriegführung möglich."

„Die walachischen Insurgenten sind in der Kriegskunst um nichts weiter vorgeschritten, als die Tartaren.“

„Aber damals stand noch der Szeklerstein, und war im Vertheidigungszustande.“

„Was weißt Du, ob ich nicht auch jetzt Vertheidigungs-Vorbereitungen getroffen habe?“

„Ich wäre begierig sie zu sehen.“

„Aber ich zeige sie Dir nicht, denn Du bist kein Soldat. Ein Civilist darf die Fortifikationen nicht sehen. Den beiden Frauenzimmern werde ich sie schon zeigen. Sie zählen zu den Kombattanten. Neulich haben sie sich von Alexander die Pistolen ausgebeten, und seitdem üben sie sich rückwärts im Garten im Schießen.“

„Was? Auch mein Weib? Sie schießt mit Pistolen?“

„Ja! Ja! nicht mit einem Hollunderrohr! Auch sie will ihr Leben theuer verkaufen. Lache nur!“

Inzwischen waren sie auf die Ludwigshöhe hinaufgelangt. Dies ist der östliche höchste Punkt des Szeklersteins. Ein dreitausend fünfhundert Fuß hohes Felsenplateau.

Die nach ihnen anlangenden Damen waren von der Pracht des vor ihnen sich ausbreitenden Panoramas entzückt.

Der Szeklerstein beherrscht einen ungeheuern Umkreis. Im Osten sieht man den glücklichen Aranyoser Stuhl; — zwischen wogenden Hügeln und grünenden Feldern zweiundzwanzig Dörfer zerstreut, und zwischen ihnen schlängelt sich das Silberband des Aranyosflußes hin, der nach Süden sich wendend in einen heiteren, ebenfalls in Schlangenwindungen hinziehenden Fluß einmündet, der seinen Lauf nach dem Westen nimmt, nämlich in die Maros. Die ent-

fernteren Berge treten im Nebeldunst immer blasser in den Hintergrund, und die an der äußersten Grenze des Gesichtskreises befindlichen Höhen scheinen an den warmen Himmel nur hingehaucht; mancher Gipfel schimmert silbern in der Ferne, und hie und da leuchtet das Dach eines und des andern in weiter Ferne sichtbaren Kirchthurmes im Gluthschein der Nachmittagssonne, wie vergoldet.

Und auf der andern Seite, gegenüber dem lächelndem Bilde der Kultur, des von Menschenfleiß aufgebauten Glückes, nach Nordwest hin, zeigt sich als erschreckender Gegensatz eine endlose Wildniß, mit dunklen Wäldern bedeckte Bergrücken ohne dazwischen gestreute Ortschaften. Ein Berg erhebt sich über den andern, Felskegel, zackige Berggrate zerreißen, das Waldgebiet bald hier bald dort unterbrechend, den einzigen grünen Teppich, auf dem keine einzige menschliche Wohnung dem Auge einen freundlichen Ruhepunkt darbietet. Die schrecklichen, schweigsamen Bergungethüme scheinen sich zu nähern, ihre letzten Vorposten dringen bis in die Nähe des Szeklersteines vor, als ob die Riesen sich den Riesen entgegenstellten. Eine dieser Höhen gleicht dem Profil eines auf dem Rücken liegenden Titanen, selbst die Wimper ist da in Gestalt einer großen Fichte. Die Gegner des Szeklersteines heißen: Vidalykö, Tilalenas, Koselykö und Ondaskö, über deren kahle Höhen kein Pfad führt. Und zwischen diesen einander anstarrenden feindlichen Ungethümen liegt das kleine glückliche Thal mit dem Amphitheater der terrassenförmig sich erhebenden grünen Ackerfelder. Zwischen den dämonenhaften Riesen der Erde, in deren Leben Jahrtausende wie Tage sind, ein kleines Stillleben des kleinsten

der Dämone, des Menschen, bei dem jeder Tag die Geschichte eines Lebens ist.

Und aus der schwindelnden Tiefe lächelt das blühend umrankte Bild Toroczkos herauf, ein grüner Teppich, auf dem die blühenden Obstbäume die bunte Stickerei bilden, am Saume des Teppichs der viereckige Platz, in dessen Mitte die von einer runden Befestigungsmauer umgebene Kirche steht; unweit davon einzelne zerstreute Häuser Toroczko's und St. György's nebst den Ruinen einer alten Burg auf dem Bergabhang; darüber hinaus noch zwei Dörfchen, und hinter diesen das Felsenthor des „Steines", von welchem das Thal abgeschlossen wird.

Und aus der Tiefe tönte, wie das Pochen eines unruhigen Herzens, das ununterbrochene Dröhnen der schweren Eisenhämmer herauf. Dort wird bereitet, was die ganze Welt so verschönt. Die Pflugschar und das Grabscheit.

„Wenn ich dieses Bild malen könnte!" seufzte Manasse.

„Hast Du doch auch das Kolosseum bewältigt," ermunterte ihn Blanca.

„Das war Rom, dieß aber ist Toroczko. Die Züge meiner Geliebten konnte ich treffen, die meiner Mutter blieben mir unerreichbar."

Manasse wollte es versuchen, dies Bild zu malen.

Die Uebrigen ließen ihn bei seiner Arbeit, und brachen auf, um die Merkwürdigkeiten des Szeklersteines aufzusuchen. Manasse darf diese ohnedies nicht sehen, denn sie gehören zur Fortifikation, und er ist ja nur ein „Civilist."

„Gieb auf mein Weib Acht!" rief Manasse seinem Bruder nach. „Daß sie mir nicht in irgend eine Tiefe hinunterstürzt!"

„Sei ruhig! Eher stürzt der ganze Szeklerstein zusammen.“

„Versprich mir, daß Du Blanca und Anna nicht auf die Hidaser Höhe hinaufbringst.“

„Ich bringe sie nicht hinauf.“

„Auf Dein Wort als Szekler und Unitarier.“

„Auf mein Wort als Szekler und Unitarier.“

Hiermit ließ Manasse die Gesellschaft weiter gehen.

Als er aber im besten Skizziren war, fiel ihm ein, daß Aaron nur versprochen habe, die Frauen nicht hinaufzubringen, was auch „nicht hinaufzutragen“ heißen kann, und möglich, daß er das Wort so auslegt, wodurch nicht ausgeschlossen wäre, daß er die Damen hinauf führen darf. Aaron ist immer voll kleiner Schelmereien. — Hierauf schlug Manasse seine Zeichenmappe zu, nahm sein kleines Gepäck auf den Rücken und ging den Entschwundenen nach.

Man täuscht sich selten, wenn man annimmt, daß Frauen den verbotenen Früchten nicht widerstehen können. Einer Frau sagen, sie dürfe hier oder dort nicht hinaufgehen, dient gerade nur dazu, in ihr den Wunsch zu erwecken, daß sie an den verbotenen Ort hingelange, besonders wenn es sich um den Ruhm handelt, von der einzigen Fichte, die auf dem Szeklerstein von uralten Zeiten her übriggeblieben ist, einen Zweig als Trophäe mitzubringen.

Doch Aaron hatte diesmal keinen Scherz im Sinn.

Aaron führte Blanca und Anna bis zu dem Bergspalt, der die Hidaser Höhe des Szeklersteines von der Ludwigshöhe trennt. Dies ist ein tiefer Einschnitt, auf dessen Grund ein steiler halsbrecherischer Weg direct nach Toroczko hinabführt. Die von unten hier herauf zu gehen haben, benützen

diesen Weg selten. Jenseits dieses Felsenspaltes erhebt sich das Hidaser Plateau, an dessen Seite eine Höhle klafft, die von der Volkstradition die Csegezer Burg genannt wird. Die einstige gemauerte Befestigung derselben ist heute noch zu sehen. Ein langer schmaler, blos für einen Menschen passirbarer Pfad führt zu dieser Höhle am Rande einer Felsenwand, die sich von einem vierhundert Fuß tiefen Abgrund steil erhebt. Dieser Zugang konnte von denen, die sich in die Höhle geflüchtet hatten, leicht vertheidigt werden.

Auf dem Gipfel der Hidaser Höhe war indeß ein weithin sichtbarer Strohwisch aufgepflanzt, der bedeutete, daß es verboten sei, hinaufzugehen.

Wollte dieses Verbot, etwa die einsam stehende Fichte oder das auf der Höhe wachsende Gras schützen? Doch vielleicht sollten durch das Verbot nur Unfälle verhütet werden; denn wer da hinaufkletterte, konnte das verwegene Unternehmen leicht mit seinem Leben büßen.

Die beiden Damen sahen ein, daß es für sie unmöglich sei, dort hinauf zu gelangen. Aber für Aaron gab es keine Unmöglichkeit. Er hatte diesen Weg schon oft gemacht. Er versprach seinen Schutzbefohlenen, wenn sie sich schön aufführen, sich auf den weichen Rasen setzen, da aus ihren Blumen einen Strauß binden und nicht fortrühren, bis er zurückkehrt, so werde er auf den steilen Fels hinaufklettern, dort mit seinem Horn ein weithin schallendes Signal geben und ihnen von der alten einsam stehenden Fichte einen Zweig mitbringen.

Die beiden Damen ließen sich auf den mit Alpenveilchen reich besäeten Rasen nieder, und bemühten sich, in das tiefe

Thal hinunterschauend, das Haus herauszufinden, in welchem sie wohnten.

„Wie schrecklich wäre es, von hier zu sehen, wenn unser schönes Paradies in Flammen aufginge," sagte Anna.

„Ich habe mich schon an alle möglichen schrecklichen Gedanken gewöhnt," sprach Blanca, während sie einen Kranz aus den gelben Blüthen des Mauerpfeffers und aus Vergißmeinnicht wand, „wenn ich nur mit Euch sein kann, so will ich meinethalben auch gerne in einer Höhle wohnen.

„Aaron sagt, daß er die Befestigungen des Szeklersteines auf drei Monat mit Proviant versieht und mit vierzig Mann gegen ein ganzes Heer vertheidigt."

„Werden wir unsere Zufluchtsstätte hier in der Csegezer Burg haben?"

„Aaron rühmt die Burg auf dem Szeklerstein noch mehr, denn dort sprudelt in einer Höhle frisches Quellwasser."

Die beiden jungen Damen sprachen mit solcher Gemüthsruhe davon, daß sie in Felsenhöhlen wohnen werden, wie wenn andere Damen sich berathen, wo sie eine Sommerwohnung miethen sollen.

„Wir sollten uns die Csegezer Burg ansehen," beantragte Anna. Sie war noch ein Mädchen, und daher neugieriger.

„Wir haben Aaron versprochen, hier zu bleiben," erwiderte Blanca. Sie war schon eine Frau, und gehorsamer.

„Wer weiß, ob nicht etwas darin wohnt, irgend ein märchenhaftes Wunderthier!" sprach das Mädchen, durch diesen Gedanken zum Lachen angeregt.

„Oder vielleicht ein Mensch!" sagte die Frau schaudernd.

Es war ein schöner, sonniger Nachmittag. Die Wiese war von den kleinen bunten Schmetterlingen bedeckt, deren Leben mit den Blüthen des Grases von gleicher Dauer ist. Außer dem Dröhnen der Schmiede- und Pochwerke drang aus den Stätten der Menschen im Thal kein Geräusch herauf zu der Stätte der Felsen. Und doch war diese Felsenhöhe einst eine Festung und Wohnungsstätte, ein Schlachtfeld und Begräbnißort gewesen.

Aaron ließ lange auf das versprochene Hornsignal warten, und die beiden Damen begannen des Verweilens an einem Orte überdrüssig zu werden. Anna entdeckte zwischen dem Felsengerölle in der Nähe ihres Lagerplatzes zerstreut vorkommende Carneolstückchen.. Sie war die Tochter einer Bergmannsfamilie. Sie kannte die Steine und gab ihren Fund Blanca. Das Gerölle barg auch Achat- und Chalcedonstücke, und in manchem der Steine waren die drei Minerale zu bunten Gebilden vereinigt. Die beiden jungen Damen füllten ihre Taschen mit den schönen kostbaren Steinen und während des eifrigen Suchens bemerkten sie nicht einmal, daß in einer Entfernung von kaum fünfzig Schritt ein Mann stehe. Von wo ist er hergekommen? War er bisher zwischen den Felsenklötzen verborgen? Oder ist er aus der Höhle der Csegezer Burg gekommen, daß sie ihn nicht schon früher bemerkt hatten?

Die plötzlich aufgetauchte Gestalt trug die walachische Volkstracht, eine hohe Mütze aus weißem Lammsfell, unter welcher langes schwarzes Haar hinabfloß, einen ledernen Dolman ohne Aermel, einen breiten Ledergurt mit Schnallen, das unter demselben herabhängende, bis zur Hälfte der

Schenkel reichende Hemd und Bandschuhe. Der so gekleidete Mann trug eine Sense auf der Schulter. Er war mit dem Rücken der Sonne zugewendet, so daß das Gesicht im Halbschatten war.

Und dennoch schrien beide Damen beim Anblick seines Gesichts zugleich auf und suchten einander an der Hand zu fassen. Dieses Gesicht wirkte auf sie, wie das Alpdrücken während eines bösen Traumes, wie die Erinnerung an ein großes Unglück. Die Erscheinung glich einem Gespenst, das hinter der eisernen Thür der Gruft eingesperrt, mit einem schweren Sargdeckel niedergedrückt, mit Gebeten eingeschläfert ist, und dennoch umgeht. Nur die walachische Tracht und das lang herabfließende Haar bildeten den Unterschied.

Und im ersten Augenblick scheint der Mann vor den beiden Damen ebenso zu erschrecken, wie diese vor ihm. Im Vorschreiten begriffen, bleibt er plötzlich stehen, er stutzt, öffnet den Mund und blickt starren Auges darein. Er bleibt Sekunden lang unbeweglich, als ob er mit sich kämpfen würde, was er thun solle. Dann setzt er sich in Bewegung und geht auf die beiden Damen los.

In diesem Moment wird sein Gesicht durch einen wilden dämonischen Ausdruck verfinstert, der auf die ihn Anblickenden eine lähmende Wirkung ausübt. Er nimmt die Sense von der Schulter und faßt sie mit der Rechten.

Jetzt erschallt vom Gipfel der Hidaser Höhe das Horn. Aaron war hinaufgelangt.

„Aaron! Aaron!“ riefen beide Damen auf einmal mit aller Kraft ihrer Stimme.

Die sich nähernde Gestalt erschrickt beim Hören des Signals und des Namens, bleibt wie eingewurzelt stehen und blickt zurück.

„Lauf, Fratje!" (rumänisch Bruder), schreit Aaron von der Höhe des Felsens dem jetzt auch von ihm bemerkten fremden Manne zu; aber dieser berechnet gut, daß der Mann dort oben auch bei der größten Eile geraume Zeit brauchen werde, um hierher zu gelangen. Ihn aber trennt nur ein Zwischenraum von dreißig Schritt von den Damen. Er geht aufs Neue auf sie los. In seinen Augen glüht ein berückendes Feuer, ein Ausdruck, der selbst das bekannteste Gesicht fast bis zur Unkenntlichkeit verändern würde, — eine fremdartige Begierde, aus widersprechenden Affecten zusammengesetzt und so schrecklich im Ausdruck, daß Anna sich vor Blanca stellte, als ob sie sie mit ihrem Leibe decken wollte; während Blanca der Gedanke durchzuckte zu fliehen, bis sie den Gipfel des Szeklersteines erreichen würde, und von dort, aus einer Höhe von vierthalbtausend Fuß sich in das schöne lächelnde Paradies hinabzustürzen, wo es so gut ist zu weilen.

Als der fremde Mann schon nur noch wenige Schritt entfernt war, zuckte sein Kopf nach vorwärts, als ob ihn Jemand in's Gesicht geschlagen hätte, seine Knie schlotterten und aus der Tiefe seiner Brust rang sich ein röchelnder Ton des Entsetzens empor. Er hatte etwas erblickt, wovor er erschrecken mußte, wie ein Leopard, der ein Reh verfolgend, plötzlich auf das Lager des Löwen stößt.

Die beiden Damen blickten zurück und begannen zu fliehen. Der Schrecken war von ihnen gewichen, und im

Laufen riefen sie mit dem freudigen Bewußtsein der Rettung fortwährend den Namen „Manasse! Manasse!“ bis sie zu dem Theuren hingelangten und sich in dessen Arme warfen.

Der fremde Mann aber wandte sich um, blickte zurück und sah, wie Aaron von dem Felsen mit großen Sprüngen herabeilend, sich ihm immer mehr näherte; er hatte nicht lange Zeit sich zu besinnen. Er warf die Sense von sich und rannte den steilen Abhang des Grabens hinab, der als halsbrecherischer Weg über lauter Gerölle direkt in das Toroczkoer Thal hinabführt.

„Wovor seid Ihr so sehr erschrocken?“ sprach Manasse, die Sache von der heitern Seite auffassend und sich bemühend, durch Küsse die Rosen der Heiterkeit auf die Wangen der beiden Damen zurückzuzaubern.

Sie vermochten vor Keuchen kaum zu sagen, wie sehr eine fürchterliche Gestalt sie erschreckt habe; aber keine von beiden sagte, an wen die Gesichtszüge des Walachen sie erinnert hätten.

„Ihr Närrchen! Es war ein Heudieb. Wegen des auf der Hidaser Höhe wachsenden Grases haben die Aranyofer Szekler und deren Nachbarn schon seit den Zeiten des Königs Matthias fortwährend mit einander Streitigkeiten, und wer von ihnen es schneller mähen kann, der fährt es fort. Auch der ist gewiß hierher gekommen, um Heu zu stehlen, und ist von uns verscheucht worden. Seht nur, vor Schrecken hat er sogar seine Sense von sich geworfen.“

Die beiden Damen gingen sich an Manasse anklammernd, mit ihm zu der Stelle hin, wo die Sense des entflohenen Mannes lag.

Manasse hob die Sense auf und betrachtete sie.

„Auch diese Sense ist bei uns gemacht worden. Sie trägt unser Fabrikszeichen. Der Stiel ist voll mit Kerben, der Walache hat seine Arbeit und seinen dafür entfallenden Antheil an der Ernte aufgezeichnet."

Der Mann aber, der die Sense hier zurückgelassen hatte, war auf dem steilen Pfade bereits weit fortgeschritten.

Unterdessen langte auch Aaron schwerathmend an. Sein Gesicht war ganz roth und seine Augen waren blutunterlaufen. Seinen Hut hatte er irgendwo weggeworfen, um leichter rennen zu können.

Er schrie dem im Felsengraben laufenden Manne fortwährend nach, er solle stehen bleiben, und kümmerte sich um die beiden Damen nicht, — die sind ja bei Manasse gut aufgehoben; und als er zum Rande des Grabens hingelangte, ergriff er einen großen Stein, und schleuderte ihn dem Enteilenden nach.

„Heiliger Gott!" schrie Anna auf, „was hast Du da gethan, Aaron? Wenn der Stein ihn trifft!"

„Wenn er ihn trifft, so hilft er ihm schneller hinabgelangen."

„Gott! wende das Unglück ab!" stammelte das Mädchen erbleichend und die Hände zum Gebet faltend.

„Daß Dich das Virgej verschlinge!" fluchte Aaron und warf dem größeren noch einen faustgroßen Stein als beschleunigende Post nach.

Der hinabgeschleuderte größere Stein aber stürzte mit der Schnelligkeit einer Kanonenkugel in den Felsengraben hinab, große Sprünge machend und das Geröll aufwirbelnd. Die

beiden Wände des Grabens sind steil; der in der Tiefe der Kluft eilende Mann hat keinen Platz, vor dem Stein auszuweichen; das ihm nahende Felsstück schlägt mit lautem Schalle an die Felsenwände an und erschreckt den Verfolgten, der nicht zurückzublicken wagt. Da ist kein Schlupfwinkel, wo er sich bergen könnte. Nichts schützt ihn, als das Gebet des armen Mädchens. Der Grund ihrer Theilnahme liegt darin, daß sein Gesicht so sehr Jemandem gleicht, der so viel verbrochen hat und dem so viel vergeben worden ist.

Der nächste Augenblick wird entscheiden, ob Anna's Gebet oder Aaron's Fluch größere Kraft besaß.

Das gefährliche Felsgeschoß erreichte den sich Flüchtenden, als dieser eben über eine mächtige Lage von Steingerölle setzte. Das Felsstück schlug in den Steinhaufen und sprang, eine mächtige Staub- und Kieswolke aufwirbelnd, aufs Neue in einem zwei Klafter langen Bogen auf. Der laufende Mann strauchelte. „Mein Gott! Mein Gott!“ schrie das oben stehende Mädchen. Nach einem Augenblick erhob sich jener auf's Neue, schüttelte den Staub von sich und schlenderte ruhig weiter.

„Wenn Du ihn jetzt getödtet hättest!“ sprach Anna mit vorwurfsvollem, weinerlichem Tone zu Aaron.

„Nun, das wäre für mich und für ihn gut gewesen,“ antwortete Aaron, sich den Schnurrbart streichend.

„Aber das ist unnöthige Grausamkeit,“ zankte Manasse, „wegen eines kleinen Grasdiebstahls!“

„Der ist nicht Gras stehlen gekommen, das war ein Spion Diurbanus.“

„Was hätte er hier ausspioniren wollen?“

„Was? Seht doch, wie spitz mein Bruder Manasse ist! Meine Befestigungen auf dem Szeklerstein. Lache nur, lache nur! Du wirst schon aufhören zu lachen, sobald Du den Nutzen davon genießen wirst. Nicht wahr, Ihr lacht nicht, meine lieben Demantsteine? Ihr seid mit mir gekommen, um meine Befestigungen zu sehen; nun, ich werde Euch auch meine Kanonen zeigen, aber nur den beiden Frauen, Dir nicht, Manasse.“

„Kanonen, Bruder?“ sprach Manasse lachend, „wie hast Du die heraufgebracht?“

„Zu Dir habe ich nicht gesprochen,“ fuhr Aaron fort. „Du setze Dich auf den Stein da und male die schöne Aussicht. Dir zeige ich meine Batterie nicht. Ja, eine ganze Batterie! Wenn Aaron Gabor seine Szekler mit Kanonen versehen konnte, warum sollte nicht auch sein Namensbruder das Gleiche thun können? Ihr Frauenzimmer werdet sie sehen; Euch zeige ich sie. Aber vorher müßt Ihr mir feierlich schwören, daß Ihr, was Ihr seht, Niemandem auf der Welt verrathen werdet, selbst Manasse nicht.“

Und die beiden Damen mußten feierlich schwören, das Geheimniß zu bewahren.

Dann führte Aaron sie auf den Gipfel der in uralter Zeit „Kempürth-Stein“ genannt wurde, heute aber der Burgfelsen heißt, zu den Trümmern der in den Volkssagen vielgenannten Szeklerstein-Burg. Es ist dies eins der ältesten Denkmäler der Menschengeschichte. Es umfaßt in seinen Höhlen Ueberreste der Stein-, Bronze- und

Eisenzeit. Damals stand sogar noch eine Vförmige Schanze zu beiden Seiten des heute noch bestehenden massiven Thurmes.

„Hier kannst Du Dich niedersetzen und die Burg von außen abzeichnen," sprach Aaron zu Manasse; „aber hineinkommen dürfen nur meine Getreuen."

Diese folgten ihm mit großer Andacht in das Geheimniß der Geheimnisse, das hinter seinen Schutzwällen ein ganzes System von Vertheidigungsmitteln birgt.

Und dann kehrten sie mit unbezähmbarer guter Laune wieder zurück. Beide Damen lachten aus vollem Herzen, ohne auf die ernsten Vorstellungen Aarons zu achten, der sie mit strenger Miene an ihr feierliches Gelöbniß erinnerte, Nichts von dem zu verrathen, was sie sehen werden.

Sie sagten ja auch Nichts, sie lachten nur.

Aber schon, daß sie über Aarons Strategeme lachen, ist Verrath genug.

„So geht es einem, wenn man Weibsbildern etwas zeigt."

Sie streichelten ihn, um ihn zu versöhnen, aber deshalb lachten sie doch wieder.

„Glaubt mir," sprach Aaron, „daß dies eine sehr ernste Sache ist und daß ich dem spionirenden Dieb nicht umsonst die großen Steine nachgeschleudert habe."

Auf diese Erinnerung verstummte plötzlich das Gelächter der beiden Damen. Wortlos klammerten sich diese an einander und ein Schauer überrieselte sie beide.

„Haben wir an ein und dasselbe gedacht?" flüsterte Blanca Anna ins Ohr.

„An ein und dasselbe!" seufzte jene.

Die Sonne ging hinter den riesigen Gipfeln des Bihars

zur Rüste; breite Strahlenspeichen zertheilten den Himmel in Streifen; die dunkelblauen Speichen nahmen an dem opalglänzenden Himmelsgewölbe einen immer breiteren Raum ein, als ob dort hinter den dunkeln Höhen eine schwarze Sonne aufginge, deren Mission es ist, Finsterniß, Tod und Vernichtung zu verbreiten. — Die Gelehrten nennen diese Erscheinung den Schatten der Erde.

Die Sterne schimmerten bereits, als die Besucher des Szeklersteins nach Hause gingen.

Anna verhüllte in dieser Nacht, ehe sie sich niederlegte, ein Bild in ihrem Schlafzimmer mit ihrem Kopfschleier, damit es ihr nicht im Traum erscheine.

Neuntes Kapitel.

Durch die Hauptgasse von Abanbanya reiten zwei Männer. Der eine trägt nebst der walachischen Volkstracht einen Ueberwurf mit silbernen Knöpfen, und auf seiner Mütze einen Reiherbusch; sein Pferd hat eine betreßte Schabracke und eine mit Goldschnüren ausgenähte Satteldecke; an der Seite hat er einen krummen Säbel, in den Sattelhalftern stecken Pistolen und am Sattelknopf hängt ein Gewehr; sein Gesichtsausdruck hat nichts Bäuerliches an sich. Der andere Reiter, der ihn in ziemlicher Entfernung begleitet, ist ein gemeiner walachischer Bursche.

Die Schritte erwecken einen Widerhall in der Gasse. Das ist eine stille Stadt, eine Stadt ohne Bewohner. Zu beiden Seiten stehen niedergebrannte Häuser, halb ein-

gestürzte, rußgeschwärzte Mauern; in den Eingängen liegen verkohlte Balken kreuz und quer, in den Fensterlücken grünt schon Gras und allerlei Unkraut.

Ueber die Ruinen ragen die verstümmelten dachlosen Thürme empor; am Thürpfosten einer Kirche sieht man hoch oben die Fingerspuren einer blutigen Kinderhand. Wie ist diese Blutspur dort hinaufgekommen?

Der große Platz ist mit Gras überwachsen.

Die Mündung des öffentlichen Brunnens ist mit einem Mühlstein zugedeckt, und aus den Trümmern des Brunnenkranzes ist ein Kreuz zusammengezimmert.

Am hellen Tage ist es hier Nacht, stille, regungslose Nacht. Alles schläft und zwar sehr tief. Auf das Geräusch des die Stille störenden Pferdegetrabes kriecht hie und da ein magerer, ausgehungerter Hund aus den Trümmern hervor, heult kläglich und läuft knurrend wieder zurück, so wie er die Nahenden erblickt.

Der rückwärts reitende Bursche sprengt näher zu dem vor ihm reitenden Herrn heran und bleibt in dessen Nähe, so lange sie durch diese Schreckensstätte reiten.

Fürchtet er sich vielleicht? Hier thut ihm kein lebendes Wesen etwas zu Leide.

Die Uhr des abgebrannten Thurmes zeigt Mitternacht; der Zeiger ist zur Stunde stehen geblieben, wo das Uhrwerk durch das Feuer zerstört wurde.

Und auch die taghelle Nacht hat ihre Gespenster, so gut wie die Mitternacht. Neben den beiden Reitern huscht ein Schatten hin. Der ein wenig rückwärts trabende Mann bekreuzt sich. Der flatternde Schatten gleitet an den nackten

Mauern der Gasse hin und schlüpft in das Trümmerwerk. Nach einer kurzen Weile kehrt das Gespenst am hellen Tage vom andern Ende der Gasse zurück, schwimmt auf dem Boden hin und kommt in die Mitte der Gasse den Reitern immer näher; so wie er aber hingelangt ist, weicht er ihnen aus und umkreist sie dann.

„Was erschrickst Du vor dem Schatten eines Thieres, Fratje?" spricht der erste Reiter sich umwendend. „Es ist der Vogel des Romulus, unser Vogel. Sieh, jetzt hat er sich auf den Thurm gesetzt."

Dort hausen jetzt die Geier.

Die Häuserruinen bleiben allmälig zurück und es folgen die zerstörten Gärten, abgebrannte Bäume. Eine rothbraune Winterlandschaft mitten im Sommer.

Die Landstraße zieht sich längs eines Baches hin, auf dessen beiden Ufern Pochhämmer aufgestellt waren. Hier ist eines der reichsten Goldbergwerke der alten Welt.

Auch von den Pochhämmern sind nur noch Trümmer vorhanden. Da folgt ein abgebranntes Gebäude nach dem andern, nur die Walken sind noch übrig geblieben, und die unermüdliche Fluth des Baches treibt das gezahnte Rad jetzt wie immer.

Dann zeigen sich die Ueberreste einer Eisenbahn, die zu den sanft ansteigenden Hügeln hinführte und die Trümmer einer Wasserleitung, Zeichen der Kultur der neuern Zeit. Die Röhren der Wasserleitung und die Schienen der Eisenbahn sind verschleppt worden, erstere um zu Kanonen, letztere um zu Lanzen verwendet zu werden. Die Hüttenmeister, die in ihren Fachschulen gelernt haben aus dem Staube Gold

gewinnen, haben hier ihren Meister gefunden, der ihnen gezeigt hat, wie Gold zu Staub wird.

Nach der verwüsteten Bergmannskolonie folgt eine neue Ortschaft. Diese ist nicht völlig zerstört. Nur an einzelnen Häusern fehlen Thüren und Fenster, andere hingegen sind noch ganz unversehrt.

Auch die ist einst ein Stück Rom gewesen. Hier steht ein Haus, in dessen Außenwand ein wohlerhaltener römischer Grabstein eingemauert ist. Die im Hautrelief gemeißelten Genien sind noch unbeschädigt. Der Sarg barg einst die Asche des Cajus Longinus, Centurio der III. Legion in Dacien. Sit tibi terra levis!

Ein Pfeiler des Thürpfostens war einst ein römischer Meilenzeiger, und die breite Bank vor dem Hause war der Deckel eines Sarkophags, dessen Inschrift noch nicht so stark verwischt ist, daß die Archäologen sie nicht zu entziffern vermöchten, welche Römerin mit saffrangefärbtem Goldhaar hier einst beigesetzt gewesen sei. In der Nische des Hausgiebels aber wacht ein vollkommen gut erhaltener Minervakopf — über den Geist der Nachwelt.

Der vornehmere der beiden Reiter hält vor diesem durch römische Denkmäler ausgezeichneten Hause, und sogleich steckt eine alte Frau von schrecklicher Häßlichkeit ihren Kopf durch die kleine Thür heraus.

Bei den Walachen findet man die schönsten jungen Mädchen und die häßlichsten alten Weiber. Pocht ein Fremder an die Thür, so kann man mit Sicherheit erwarten, daß ein altes Weib den Kopf heraussteckt.

„Er ist nicht zu Hause!“ ruft die Alte, ohne erst die

Frage abzuwarten; er ist zum „Fabu Popi“ gegangen, suche ihn dort.

Der Begleiter begann zu seufzen; das ist sehr weit.

Der vornehmere Reiter sprach in befehlendem Ton:

„Wenn Du weißt, wo das ist, so gehe voraus und führe mich hin.“

Die Pferde ließ er gar nicht tränken; er mochte große Eile haben.

Der Weg führte durch ungeheure Wälder. Die Gebirgspferde sind gewohnt eiuen halben Tag hindurch ohne Rast zu traben.

Als die beiden Reiter in das Thal des „Fabu Popi“ gelangten, war es spät am Abend und überdieß zogen schwere Gewitterwolken gegen das Thal hin.

Die beiden Reiter und das Ungewitter langten zu gleicher Zeit am Ziele an. Dem letzteren war ein ungeheuere Staubmassen aufwirbelnder Orkan vorausgegangen, hinter welchem erst das eigentliche Gewitter folgte. Der Sturm war nur gekommen, um den Weg zu ebnen und warf die Bäume im Walde strichweise um.

Der „Fabu Popi“ (der Buchenbaum des Geistlichen) ist ein auf einer Ebene stehender riesiger Baum, den das Volk in seiner Pietät mit einer Umfriedung umschlossen hat.

Unter diesem Baum schlossen die Führer des hier seßhaften Volksstammes ein Blutbündniß, das traurige Erinnerungen zurückgelassen hat.

Auch ein Gebäude bewahrt diese Erinnerungen. In der Nähe der historischen Buche steht eine hölzerne Kirche, vollkommen ähnlich denjenigen, die man in den walachischen

Dörfern sieht; sie hat einen spitzen Thurm, ein hohes Dach und ein Vordach, und wie diese, so sind auch die Außenwände mit Schindeln gedeckt.

In der Nähe dieses Gebäudes ist keine Ortschaft zu sehen. Vielleicht ist einmal eine da gewesen, aber sie mag des Platzes überdrüssig geworden, und die Kirche zurücklassend, weiter gezogen sein. Der Thurm ist ohne Glocke und die Fenster haben keine Scheiben, sondern nur breite Jalousien, durch die der Wind bequem hinein wehen kann.

Am Fuße des großen Baumes sind ungefähr zwanzig Pferde angebunden, und diese werden von einigen walachischen Burschen gehütet, die sich gegen den nahenden Sturm in ihre Pelze gehüllt haben. Der Baum ist eine gute Zufluchtsstätte. Da kann der Blitz nicht einschlagen, denn es ist ja die Buche des Popen.

Der Reiter eilte in eine kleine hölzerne Kirche in der Nähe.

Es begannen bereits die ersten schweren Tropfen zu fallen. Wer zu den über dem Thal rasch segelnden Wolken hinaufblickte, dem schien es, als ob da die Berge sich schnell näherten, um im nächsten Augenblick zusammenzustürzen.

Am Eingang der Kirche stand ein bewaffneter Mann Wache, der den Ankommenden nach seinem Namen fragte.

„Diurbanu!“ war die Antwort.

Hierauf wurde er eingelassen.

In der Kirche war es ganz finster. Auf dem Altar brannten zwar zwei Wachskerzen; aber die Flamme derselben wurde durch den hereinwehenden heftigen Wind so stark niedergedrückt, daß sie kein Licht verbreiteten.

Jetzt begann es draußen zu blitzen, und das durch die Fenster

des Thurmes und die Risse des Daches zuckende Meteorlicht beleuchtete auf Augenblicke die im Innern der Kirche gruppirte Gesellschaft. — Da mochten etwa zehn oder zwölf Männer versammelt sein. Sie saßen auf den hölzernen Bänken der Kirche theils in Volkstracht, theils in Uniform. In der Mitte, mit dem Rücken gegen den Altar, saß eine hervorragende Gestalt, im geistlichen Talar, der lang herabhängende weite Aermel hatte. Im Schooße des Geistlichen lag ein kleiner blonder Knabe, den jener mit einem Aermel seines Talars zugedeckt hielt und dem er das an seinem Halse hängende goldene Kreuz zum Spielen in die Hand gegeben hatte. Sein langer schwarzer Bart bedeckte zuweilen den blonden Kopf des Knaben. Der Kleine spielte und schwatzte. Er verstand noch nicht was die Männer sprachen, und das Gewitter, von dessen Gefahren er keine Ahnung hatte, flößte ihm keine Angst ein.

Der Neuangekommene trat zur Gruppe hin und begann mit großem Pathos:

„Meine Herrn! Meine Freunde! Glorreiche Nachkommen Decebals und Trajans!“

„Laß die Redensarten. Was hast Du gebracht? Diurbanu!“ sprach der Mann im Talar mit tiefer donnender Stimme. „Zur Sache!“

„Eine Instruktion.“

„Laß sie hören.“

„Wir müssen den Kampf mit aller Kraft fortsetzen. Jetzt ist es an der Zeit. Bem hält den siebenbürgischen Feldzug für beendigt und ist mit seiner ganzen Armee nach dem Banat gezogen. Nur zur Bewachung der Defilés und zur

Belagerung Karlsburgs hat er regelmäßige Truppen zurückgelassen. Unsere Aufgabe ist es, zu verhindern, daß er den Banater Feldzug in entscheidender Weise zu Ende bringe."

„Mit andern Worten: damit Bem nicht Jelachich auf's Haupt schlage, sollen wir uns an Bem den Kopf zerschellen."

„Ich glaube, die Sieger von Abanbanya und Brodo werden davor nicht zurückschrecken."

„Verstehen wir uns recht," sprach der Mann im Talar, den kleinen Knaben auf sein Knie setzend und ihn so schaukelnd. „Wir haben einen Narren, der uns in unserem eigenen Gebiete angriff, der ebenso dumm wie feige war, vom Kriege nichts verstand, und außerdem meineidig während der Friedensunterhandlung den Waffenstillstand brach, auf unsere Gerechtigkeit gestützt, zerschmettert, vernichtet. Aber deshalb glaubt Niemand von uns, wir könnten mit denselben Truppen, ohne Reiterei, ohne Artillerie, ohne kriegskundige Führer ein regelmäßiges Heer angreifen, das wirkliche Armeekorps aus dem Lande gedrängt hat und selbst die russischen Hilfstruppen zurückzuwerfen im Stande war."

„Das verlangt auch Niemand von uns. Die Aufgabe des Landsturmes bleibt der Gebirgskampf."

„Aber im Gebirg ist ja kein Feind mehr. Hast Du das nicht gemerkt? Du bist durchs Gebirge gekommen. Bist Du einem lebenden Menschen begegnet?"

„Es giebt noch Feinde im Gebirge. Toroczko steht noch."

Als Diurbanu dies sagte, beleuchtete ihn ein Blitz mit grellem Licht.

Eine andere Stimme aus der Menge rief:

„Und Torda!

Diurbanu gerieth durch dieses Wort in Aufregung.

„Nein, nein! an Torda dürfen wir nicht denken! Dort hat das Aerar große Gebäude; wer diese zerstört, dem ergeht es schlimm.“

„Aber was haben wir mit Toroczko zu schaffen?“ sprach die tiefe brummende Stimme aus der Finsterniß. „Die Toroczkoer haben uns nie etwas zu Leide gethan. Bisher haben wir von ihnen nur Sensen, Schaufeln, Pflugscharen und Radreife aus ihrem Eisen bekommen.“

„Aber ihre Söhne dienen unter Bem; und diese haben uns das Eisen auch schon in anderer Form geliefert. Doch dies ist nicht der Hauptgrund. Toroczko ist ein vorgeschobenes Felsennest der magyarischen Kultur; eine Zufluchtstätte der protestantischen Reformatoren, von wo die Fäden ihrer mächtigen Wirksamkeit ausgehen. Es ist der Stolz einer Handvoll Leute, die durch Arbeit und Wissenschaft die Welt erobern wollen. Die Nachricht von der Zerstörung Toroczkos würde einen ebenso heilsamen Schrecken verbreiten, wie die Kunde, daß Pest zusammengeschossen wurde. Die auf dem Marsch befindlichen Truppen werden auf halbem Wege umkehren und ihr Kommandant wird genöthigt sein, ihrem Instinkte folgend, nach Siebenbürgen zurückzukommen. Und je schrecklicher die Verwüstung sein wird, desto glänzender wird der militärische Erfolg sein.“

Der Donner rollte so mächtig, daß man von dieser Rede kaum ein Wort verstehen konnte.

Die Uebrigen warteten, bis es aufhören würde zu donnern. Sie wollten in Gottes Wort nicht dreinreden.

Als das Grollen des Donners in den Bergen verhallt war, sprach die tiefe männliche Stimme wieder:

„Höre, Diurbanu, in einer Sache täuschest Du Dich. Dieses Volk, auf das Du zählst, ist des Blutes schon überdrüssig. So lange es seine Rache zu kühlen hatte, dürstete es nach Blut; jetzt, da es sich daran gesättigt hat, bereut es, dies gethan zu haben. Es schaudert vor seiner eigenen Hand."

Hierauf ließen sich mehrere Stimmen aus der Finsterniß vernehmen.

„So ist es. Ja. Auch in Topansalva war der Befehl gegeben, die dort wohnenden Magyaren auszurotten, und der, welcher den Auftrag dazu bekommen hatte, ermahnte sie selbst zu fliehen; mit solchem Schauder hatte ihn das Blutvergießen in Abanbanya erfüllt.

Eine andere der finsteren Gestalten sprach:

„Jenen, die in ihren Verstecken verborgen, der Wuth des ersten Tages in Abanbanya glücklich entronnen waren, verhalf Avram Janku selbst zur Flucht, und die Waldhirten leisteten ihnen ebenfalls Vorschub. Janku ging in seinem Drang, Gnade walten zu lassen, sogar so weit, daß es seinen eigenen Leuten zu viel wurde, und sie auf ihn schossen."

Jetzt sprach wieder der Mann im Talar:

„Als eine Familie vor meinen Augen auf der Gasse niedergemacht wurde, rettete ich diesen kleinen flachshaarigen Buben aus dem Gemetzel und verbarg ihn unter meinem Mantel. Und da führte ein Bursche, welcher der wüthendste unter Allen war mit einer Sense einen solchen Hieb nach meinem Kopf, daß er mir unfehlbar den Schädel gespalten haben würde, wenn

nicht meine Mütze den Hieb aufgefangen hätte. Und nach drei Tagen kam derselbe wüthende Mensch zu mir, um das Kind zu besuchen, wegen dessen Rettung er gegen mich, gegen seinen gesalbten Priester, einen mörderischen Streich zu führen gewagt hatte; und weil der kleine Junge nach seiner verlornen Amsel weinte, brachte er ihm aus dem Walde einen andern Vogel derselben Art. Er möchte ihm gewiß auch den Vater zurückbringen, wenn es möglich wäre. Der kleine Junge aber will, seit ich ihn gerettet habe, nicht auf einen Augenblick von mir weichen."

Der Knabe verstand die Sprache nicht, in der geredet wurde, und lachte.

Wieder ließ sich eine Stimme aus der Reihe der unsichtbaren Gestalten vernehmen.

„Das Volk geht schnell in sich und sieht Gottes Wunder in den Ereignissen. Wer unter unserem Volk jetzt krank wird, der geht zum reformirten Geistlichen von Zalathea und bittet ihn, für seine Genesung zu beten."

Ein anderer fuhr fort:

„Schaudernd erzählen sich die Leute einander, daß Theodor Jyok, der dem Comitats-Physikus die Augen ausstach und ihn so in den Wald trieb, bei lebendigem Leibe verfault sei; daß Niculai Toporu die ganze Nacht von einem Hause zum andern läuft, flehend, daß man die Gespenster verjagen möge, die ihm auf der Schulter reiten; daß Jorges den Bissen nicht zu verschlingen vermag, den er in den Mund nimmt."

Ein Dritter sprach:

„Ich sage Euch noch mehr! dieser Tage ritt der

Daskal (Schulmeister) von Bacza, der bei der Ausrottung der Familie Brady der Rädelsführer war, mit seinen Kameraden zusammen durch Brad. Als er zur Körösbrücke zwischen den beiden Brady'schen Kastellen gelangte, warf ihn sein Pferd ab und brachte ihm tötdliche Hufstöße bei. Und keiner unter den Brader Walachen gestattete, daß man den Sterbenden in sein Haus bringe; alle Thüren hielt man vor ihm geschlossen. Zuletzt waren seine Kameraden genöthigt, den Zerschmetterten in dasselbe Brady'sche Kastell zu bringen, dessen Bewohner er getödtet hatte, und am Morgen darauf gab er dort den Geist auf."

„Schrecklicher als Alles ist," sprach einer, der an den Altar gelehnt stand, „daß der bisherige Sekretär des großen Comités in die Walachei entflohen ist und dem ungarischen Kommandanten alle kompromittirenden Schriften geschickt hat, aus denen hervorgeht, daß die Metzeleien in Siebenbürgen von fremden Händen angestiftet seien."

Während sie sprachen feierte der Donner, und nur der Platzregen schlug an das Dach; jetzt blitzte es heftig auf. Diurbanus Gesicht tauchte einen Augenblick aus der Finsterniß auf, wie ein bleiches Gespenst aus der Gruft.

Als der darauf folgende Donner verhallt war, begann Diurbanu lachend:

„Ha, ha, ha! ihr Herren, wenn man die Soldaten fragen würde, ob sie nicht Mitleid haben mit dem Feinde, der ihnen gegenüber steht, so würde jeder antworten, daß er gar nicht daran denke, einen Menschen zu tödten, der ihm nichts zu Leide gethan hat. Aber, meine Herren, das ist der Krieg! Den führt man nicht mit Märchen und Ge-

schichten. Wer sich das Schwert umgegürtet, das Gewehr auf die Schulter genommen hat, der muß gehen, wohin man ihn schickt."

„Gut, Diurbanu, unsere Soldaten werden gehen, wohin man sie schickt. Der Wind kann der Wolke befehlen, wohin sie ziehen soll, aber er kann ihr nicht gebieten, zu blitzen und zu donnern, und Hagelschlossen aus ihrem Schooß zu schleudern, wenn es ihr nicht beliebt."

„Ich weiß allerdings von einer Wolke, die ihren Hagel noch zurückbehalten hat."

„Wo ist diese?"

„Im Gebirge von Peana."

„Du meinst Ciprianus Trupp?"

„Ja."

„Aber Ciprianu und seine beiden Söhne sind ja schon gefallen."

„Desto besser! Er hat eine Tochter hinterlassen, welche die seine und ihrer Brüder Erbin ist. Sie dürstet nach dem Kelch der Rache; sie hat ihn aber noch nicht mit ihren Lippen berührt. Eure Schaaren werden zum Scheinangriff gut sein, die ihrigen aber werden losschlagen."

„Du kennst Ciprianus Tochter?"

„Sie ist meine Braut."

„Du hast also die zu verheerende Stadt zum Brautgeschenk für sie bestimmt? Welche soll es sein?"

„Ich habe es schon gesagt, Toroczko."

„Aber ich sage Torda!" rief ein Mann aus der Gruppe.

„Ich protestire dagegen."

„Das Loos soll entscheiden."

„Gut, sagte Diurbanu, „trat zum Altar hin, und schrieb beim Scheine der gleich Fledermaus-Flügeln flackernden Kerzenflammen zwei Namen auf zwei Zettel und warf diese in seine Mütze.

„Wer soll das Loos ziehen?"

Die dunklen Gestalten schwiegen.

„Ei, dazu gehört eine unschuldige Hand," sprach Diurbanu, „der kleine Range der soll ziehen."

„Wie!" rief der Mann im Talar, „dieses Kind einer ausgerotteten Familie soll das Loos ziehen, welche Stadt den Flammen, der Verwüstung preisgegeben werden soll? Du hast höllische Einfälle, Diurbanu!"

Und der kleine blondköpfige Knabe griff in die Mütze, zog mit seinen kleinen Händchen einen Zettel heraus und reichte diesen seinem Pflegevater.

„Bring die Kerzen her," sprach der Mann im Talar.

Die Kerzen waren nicht nöthig, denn in diesem Augenblick fuhr ein schrecklicher Blitzstrahl in das Thal herab, eine Flammensäule, die den ganzen weiten Raum grell beleuchtete. Bei diesem blendenden Licht lasen die Männer, die Köpfe zusammensteckend, den gezogenen Namen und riefen alle auf einmal: „Toroczko!"

Der Donner krachte und der Boden unter ihren Füßen und die Kirche über ihren Häuptern wankte.

Zehntes Kapitel.

Die Bewohner der zum Tode verurtheilten Stadt wußten ihr Schicksal im Vorhinein. Sie hatten beim Landsturm gute Freunde, die es ihnen hinterbrachten.

Eine ganze Stadt im Armensünderstuhl, zweitausend Menschen dem Tode geweiht!

Das Urtheil hatte indeß mehrere Appellations-Instanzen durchzumachen, ehe es auf dem Schlachtfelde vollzogen wird. Es giebt in Siebenbürgen noch regelmäßige Truppen. Die Karlsburg belagernde Abtheilung reichte hin, die Schaar Janko's zurückzuschlagen, und so lange dieselbe dort stand, war Toroczko von der St. Györgyer Seite her unzugänglich. Dann folgte die letzte Instanz: — die ungarische Armee wurde bei Schäßburg von den Russen geschlagen und hierdurch ward das beim „Fabu Popi" über Toroczko gefällte Urtheil bestätigt.

Mittlerweile hatte sich gegen Toroczko noch eine belastende Klage ergeben. Ein ungarisches Streifcorps hatte das benachbarte walachische Dorf Perjamos wegen des Widerstands der Bewohner angezündet. Hiermit war der Rechtstitel der Vergeltung gegen Toroczko gefunden: Zahn um Zahn, Aug' um Auge!

Und die Toroczkoer wußten zwei Monate lang, was für ein höllisches Feuer den Boden unter ihren Füßen unterwühlte, welches Gewitter gegen sie im Anzuge sei.

Und unterdessen setzten sie alle ihre regelmäßigen Arbeiten fort; sie förderten das Eisenerz aus den Gruben

herauf, jäteten das Unkraut aus den Weizenfeldern, der Webstuhl in den Häusern, die Gerbereien feierten nicht, die Kinder gingen in die Schule, und jeden Sonntag war die Kirche voll. Die Unterhaltungen am Sonntagnachmittag aber unterblieben. Anstatt dieser hielt die ganze männliche Bevölkerung Waffenübungen. Auch die Alten bis hinauf zu siebzig Jahren stellten sich in Reih und Glied, und die zwölfjährigen Knaben weinten, wenn man ihnen kein Gewehr in die Hand gab. Sie waren entschlossen, sich bis zum letzten Mann zu vertheidigen, ehe sie zugaben, daß der Feind den Fuß in ihre Stadt setzt.

Nur Manasse ließ sich von dieser kriegerischen Stimmung nicht fortreißen. Er war ein echter aufrichtiger Friedensphilosoph, der die kriegerischen Tugenden gründlich verabscheute. Das Prinzip des Appells an die Waffen wollte er niemals auf die Bevölkerung seiner Vaterstadt angewandt sehen. Als Mann von politischer Erfahrung und Einsicht sah er voraus, was kommen mußte, daß es nämlich einem kleinen isolirten Volk zwar auch eine Weile gelingen kann, auf dem Schlachtfelde Ruhm zu ernten, daß aber zuletzt immer der Stärkere Recht behalten müsse. Die Handvoll streitbarer Männer von Toroczko könnte wohl einmal die Angreifer zurückschlagen, aber am zweiten, dritten Tag führt eine stärkere, kriegstüchtigere Macht den Angriff aus, und die Toroczkoer sind dann unrettbar verloren. — Indeß wußte er für seine Ansichten nur die Vegetarianer als Anhänger zu gewinnen. Alles in Allem waren es nur sein Bruder Berthold und der Rektor, mit einem Wort, die Vegetarianer,

die im Geheimen, unter vier Augen, ihm kopfnickend zu verstehen gaben, daß sie eben so dächten, wie er.

Und selbst die Frauen hielten nicht mit ihm und schärften fortwährend Aexte und Sensen. Sie wollten ihre Kinder mit scharfem Eisen vertheidigen oder selbst tödten. Keine Frau, kein Kind sollte lebend in die Hände des Feindes gerathen.

Es war eben der letzte Tag des Juli. Auf den abgemähten Feldern stand das Getreide in hohen Kreuzen aufgeschichtet. Die Wiesen waren voll mit Heuschobern. Die Toroczkoer beeilten sich, die Ernte einzuheimsen.

Es hatte sie überrascht, daß auf einmal viele Tausende von Krähen und Raben das Thal mit großem Gekrächze erfüllten. Die schon im Krieg gewesen waren, wußten, daß dies die gewöhnlichen Begleiter und Verkündiger der Armeen seien.

„Die Quartiermacher sind da!" sagte Aaron.

Und er hatte es getroffen; von St György her kamen Boten athemlos gelaufen und brachten die verhängnißvolle Nachricht, daß die Schaar Diurbanus in dieser Nacht den Engpaß am „Stein" passirt und am frühen Morgen St. György besetzt habe.

Niemand gerieth auf diese Nachricht außer Fassung. Sie waren Alle darauf vorbereitet gewesen. Sie warfen die Sensen und Heugabeln aus der Hand und pflanzten ihre Bajonnette auf die Gewehre auf. Jedes Bataillon Nationalgarde hatte seinen bestimmten Platz. Die Straßen wurden mit Wagenburgen abgeschlossen. Das nach Borev hin liegende Terrain wurde durch Absperrung des Baches unter Wasser gesetzt, damit von dorther keine Ueberrumpelung möglich sei.

— Aron kletterte mit vierzig Männern den steilen Weg des Burggrabens auf den Szeklerstein hinauf, um den von dort kommenden Angriff zurückzuschlagen. Vierzig Männer gegen eben so viele Hundert! Sie hätten selbst darüber lachen müssen, daß sie so leichtfertig in den Tod gingen, wenn sie dabei blos an sich gedacht hätten.

Gegen Mittag wurde die Schaar der Vertheidiger durch Flüchtlinge aus St. György vermehrt. Auch für diese gab es in Toroczko noch Waffen genug. Die streitbare Mannschaft des Städtchens bezifferte sich jetzt ungefähr auf vierhundert.

Manasse war mit den Frauen allein zu Hause.

Diese hatten nicht Lust, Aarons Einladung zu folgen und sich unter seinen Schutz in der Csegeszer Höhlenburg zu verbergen. Sie wollten, was Gott ihnen beschieden, in dem alten Stammhause zusammen mit den übrigen Frauen und deren Kindern abwarten.

Manasse umarmte Blanca und Anna.

„Meine Lieben, ich verlasse Euch jetzt.“

„Wohin willst Du gehen?“ fragte ihn Blanca erschrocken, der in diesem Augenblick das Antlitz Jonathans mit dem blutigen Punkt auf der Stirn vorschwebte. Sie glaubte, auch Manasse gehe dort hin, wo der Tod so wohlfeil ist.

„Direkt in das Lager des Landsturms.“

„Allein!“

„Nicht allein. Es begleiten mich Viele. Vor mir Uriel, zu meiner Rechten Raphael, zu meiner Linken Gabriel, hinter mir Michael, über meinem Haupt Israel.“

„Ohne Waffen?“

„Nein, ich habe den Friedensvertrag in der Hand, den sie mit mir geschlossen haben, schwörend, daß sie Toroczko nie angreifen werden. Das ist meine Waffe.“

„Was willst Du thun?“

„Was schon Andere vor mir gethan haben, mit unbewaffneten Händen den Feind entwaffnen. Ich will den Sieg ohne Schlacht davon tragen.“

Blanca blickte schmerzvoll in Manasses klare Augen, und in diesem Blick war Alles gesagt, was die Sprache nicht auszudrücken vermochte, die unendliche Anbetung für den Mann, und die tiefe Verzweiflung bei dem Gedanken, daß sie diese Augen jetzt vielleicht zum letzten Mal so von Liebe leuchten sah.

Manasse verstand diesen Blick.

„Dies habe ich ja schon einmal selbst versucht, und Du weißt, wie gut es mir damals gelungen ist. Der Anführer der Walachen ist ein alter Bekannter von mir.“

Dies war eine Unwahrheit, zu Blancas Beruhigung ersonnen, und die Strafe für diese Unwahrheit sollte nicht ausbleiben.

Blanca drückte Manasse die Hand.

„Gut. Handle, wie Du es für gut hältst. Der Himmel sei mit Dir.“

Manasse konnte einen schmerzlichen Seufzer nicht unterdrücken, als er Blanca auf die Stirn küßte.

Seine Schwester Anna wußte in den Gesichtszügen zu lesen. Sie verstand den Seufzer.

„Unserethalben brauchst Du nicht in Sorge zu sein, lieber Bruder,“ sprach Anna. „Wir stehen in der Hut

Gottes. Wir sind auf das Aeußerste gefaßt. Längst haben wir dies untereinander erwogen und besprochen und wir haben unseren Entschluß gefaßt. Wenn Alles verloren ist, was wir geliebt haben, wenn Toroczko zu Grunde geht, wenn unser Glauben vernichtet wird, so warten wir nicht, bis man in unser Haus einbricht; hier sind zwei Pistolen, jede von uns nimmt eine in die Hand und richtet sie nach dem Herzen der andern; dann spricht jede von uns einen Namen, den sie zuletzt im Sinne hatte, und der wird ihr letztes Wort sein. Geh Du nur ruhig fort."

Der Kummer schnürte Manasse die Kehle zusammen, so daß er kein Wort hervorzubringen vermochte. Schweigend küßte Manasse die beiden geliebten Wesen auf die Lippen, und dann die Mündungen der beiden Pistolen. Hierauf ging er und verließ eilends das Haus.

Auf dem Platz begegnete er dem Kommandanten der Nationalgarde, dem theilte er den Zweck seines Ganges mit: Den heranstürmenden Feind zur Einhaltung des Friedens zu bewegen. Bis sie nicht etwas Gewisses erfahren haben, sollten sie jeden Zusammenstoß vermeiden.

„Gebe Gott!" antwortete ihm der Kommandant. „Aber ich glaube nicht daran. Auch die Szentgyörgyer haben es versucht, und ihre Friedensboten sind niedergemetzelt worden. Ich beklage Dein junges Leben, Manasse. Doch Du mußt es ja so oder so verlieren. Wir sind Alle in Gottes Hand. Wir sind gut geborgen. Morgen kommen wir Alle mitsammen ins Paradies. Wir werden da gut geborgen sein."

Er schlug den Weg nach Szentgyörgy ein; er war allein und hatte nicht einmal einen Stock in der Hand.

Es war ungefähr vier Uhr Nachmittags.

Für einen tüchtigen Fußgänger dauert der Weg bis Szentgyörgy kaum länger als eine halbe Stunde. In der Nähe des Dorfes begegnete Mannasse schon ungeordneten Haufen, die ihn sehr anstaunten; aber da sie sahen, daß er unbewaffnet sei, thaten sie ihm nichts zu Leide. Seine Ruhe, sein sicherer kalter Blick wirkte entwaffnend auf sie. Außerdem waren sie beschäftigt; sie zerstückelten geschlachtete Rinder, brieten und kochten auf freiem Felde.

Vorposten waren, wie bei diesen Leuten gewöhnlich, nicht aufgestellt.

Manasse redete den ersten Mann, dessen Gesicht ihm zusagte, an, er solle ihn zum Quartier des Kommandanten führen. Jener folgte ihm bereitwillig, und sagte auf dem Wege ganz treuherzig, daß es wahrhaftig jammerschade sei, wenn man in dieser Arbeitszeit, wo Jeder beim Einheimsen zu Hause sein sollte, sich so weit fortbemühen muß. Er fühlte sich sehr belohnt durch eine Cigarre, die Manasse ihm anbot, als er diesem zeigte, wo das Thor des Kastells, wo der Kommandant zu finden sein würde.

Es war eines der alten herrschaftlichen Häuser, wie man sie auch in Siebenbürgen nur mehr selten sieht; ein hoher ehrwürdiger Bau, in der Mitte mit einem Säulenvorsprung; in der Mitte des Korridors auf dem Fußboden die Kellerthüre, so daß der Fußboden des Korridors die Decke über dem Kellerhals bildet.

Manasse, die Vorhalle betretend, sagte einer Gruppe von Bewaffneten, die dort herumlungerten, daß er Diurbanu suche.

„Der Tribun ist jetzt nicht zu sprechen, er sitzt beim Mittagsmahl, und das dauert lange," sprach einer der Thürhüter mit einer Mischung von Neid und Ehrfurcht.

Manasse nahm eine Visitenkarte aus seiner Brusttasche und schickte sie, an der Ecke eingebogen, dem Kommandanten hinein.

Der Bote kam bald wieder zurück und brachte dem Besucher die Botschaft, der Tribun lasse ihm sagen, er solle ein wenig warten, einstweilen aber solle man den Herrn binden und in den Keller sperren, bis der Tribun die Mahlzeit beendet hat und mit ihm sprechen kann.

Manasse fügte sich in diesen seltsam gastlichen Empfang. So viel Häuser, so viel Sitten!

Es wäre für ihn wohl nur ein Spaß gewesen, über die Brüstung des Korridors zu springen und ehe die Wachen zu ihren Gewehren greifen konnten, sich in den Park zu flüchten, und von dort in den Wald zu gelangen; aber er war nun einmal nicht hieher gekommen, um gleich wieder fortzulaufen.

„Nun so bindet mich," ermunterte er die Wachen.

Diese sahen sich einander an, wer von ihnen es unternehmen sollte, dieser unbestimmten Weisung zu folgen, und diesen großen starken Menschen zu binden. Als sich dann Zwei hiezu entschlossen, war kein Strick da.

„Nun, so sucht doch irgendwo einen," redete Manasse den Zaudernden zu.

Einer trieb dann einen Strick auf und mit diesem wurden Manasse die Hände auf den Rücken gebunden.

„Jetzt nimm mir die Brieftasche aus dem Sack," sagte

Manasse zu einem. „Es ist etwas Geld darin, das vertheile unter Deine Kameraden. Du wirst auch eine Passura darin finden, diese übergieb den Herren, und sage, sie sollen sie lesen. Dann nimm eine Cigarre aus meiner Tasche, zünde mir sie an, und stecke sie mir in den Mund."

Nachdem dies Alles geschehen war, geleiteten einige von den Wachen Manasse in den Keller hinab. Diesen hatte, wie es scheint, Diurbanu zur Antichambre für diejenigen bestimmt, die bei ihm Anliegen vorzubringen hatten. Und nicht genug, daß sie vor Manasse den Kellerhals öffneten, sie sperrten auch die in den eigentlichen Keller führende Eisenthür auf und führten oder stießen ihn vielmehr hinein, mit der Weisung, er solle da einstweilen Platz nehmen; hier sei ein leeres Lager. Die Fässer hatte man natürlich schon in den Hof hinauf expedirt und der Begeisterung dieser Krieger dienstbar gemacht.

Dann sperrten sie die Eisenthür hinter ihm zu und ließen ihn allein.

An beiden Thorflügeln des Kellerhalses war noch je ein rundes Fenster; doch über der Kellerthür war schon nur ein Luftloch, durch welches kaum ein Schimmer des Lichtes von draußen herein kommen konnte. Manasse war ganz im Finstern.

Er begann über die Situation, in die er nun gerathen war, nachzudenken. Er tröstete sich damit, daß man ihn in Monasteria ebenso behandelt habe, nur daß man ihm dort nicht die Hände band. Man hielt ihn bis zum Morgen eingesperrt und ging dann auf die Friedensbedingungen ein. Auch jetzt wird es so kommen.

Wenn man im Finstern eine Cigarre raucht, so beleuchtet diese auf Momente das Gesicht des Rauchers. Einmal erhob sich eine Stimme in der Finsterniß.

„Manasse!"

„Wer ist da?

„Ich."

Es war der Zigeuner, der an der Stimme leicht zu erkennen war.

„Du bist da, Lanyi? Was machst Du da?"

„Ich unterhalte mich im Block."

„Wie bist Du hierher gekommen?"

„Diurbanu hat mich da einsperren lassen; aber Devla soll ihn holen."

„Was hast Du gegen ihn verbrochen?"

„Er wollte, ich solle ihm, während er bei Tisch sitzt, sein Stück aufspielen; ich aber sagte, ich spiele es nicht."

„Und warum nicht.?"

„Weil ich nicht gegen mein Vaterland musiziren will."

Armer Zigeuner! Er musizirt nicht gegen „sein Vaterland"! Und was hat er von diesem Vaterland? Eine Lehmhütte und die Landstraße. —

„Dann gab er mir ein Paar Ohrfeigen, ließ mich in den Block da sperren, und sagte, er werde mich henken lassen. Meinethalben mag er mich rädern lassen, und selbst wenn er mir meine Geige zerschmettert, so musizire ich doch nicht gegen mein Vaterland!"

„Sei nicht traurig, Lanyi."

„Ich bin ja garnicht traurig, ich wollte Dich nur bitten (der Zigeuner duzt einen Jeden), wirf den Stummel nicht

weg, wenn Du Deine Cigarre ausgeraucht hast; Du kannst Dich frei bewegen, Deine Füße sind nicht gebunden, komm dann hieher zu mir und lasse den Stummel in meinen Mund fallen, damit ich ihn als „Bago“ kauen kann.“

„Aber er wird ja noch glühend sein.“

„Desto besser.“

Dieses cynische Zigeunerphlegma paßte eben zu Manasses philosophischer Ruhe. Er bemühte sich den Zigeuner zu ermuntern.

„Na, fürchte nichts, Lanyi, sobald ich mit Diurbanu sprechen kann, befreie ich Dich von da.“

„Du wirst ja selbst nicht loskommen, Herr! Bist Du einmal in Diurbanus Hand gerathen, so ist es, als wärest Du in der Hand des Henkers. Er hat vor Dir schon sieben Boten niedermetzeln lassen, die gekommen waren um Frieden zu bitten; und es waren doch nur Szentgyörgyer Bauern! Was wird er erst mit Dir thun, der Du ein Adorjan bist und einen Siegelring trägst!“

„Nun, Du siehst doch, daß er mich nicht hat niedermetzeln lassen.“

„Noch nicht. Die hat er verzehrt um sich Appetit zu machen; Dich behält er zur Nachspeise. Den Schnaps trinkt man schnell, im schwarzen Kaffee rührt man erst den Zucker auf. Ich kenne Diurbanu sehr gut. Du wirst ihn auch kennen lernen, sobald Du ihn siehst. Wahrhaftig, Du stirbst noch heute, Manasse. Aber es geschieht Dir recht. Es ist recht Schade um Dich. Du hast einen so schönen starken Körperbau. Du könntest es mit drei solchen Diurbanus aufnehmen, wenn Du ihn zum Kampfe herausfordern würdest;

aber anstatt dessen kommst Du in seine Höhle und läßt Dich binden. Wenn Du zu Hause geblieben wärest, so hättest Du wenigstens zehn niederschlagen können; aber anstatt dessen läßt Du Dich fangen, wie ein Christus."

„Verunglimpfe diesen Namen nicht, Bursche, sonst gebe ich Dir einen Stoß!" schrie ihn Manasse zornig an.

„Nun, so stoße mich nur! Das wird schön sein! Wahrhaftig, wenn ich Christus gewesen wäre, ich hätte mich nicht auf einen nichtsnutzigen Esel gesetzt, sondern mir das schönste Pferd aus dem Gestüt des Baron Wesselenyi ausgewählt, und hätte ich dieses einmal zwischen den Beinen gehabt, so hätte Pontius Pilatus mir nachlaufen können!"

Das Ende der Zigeuner-Exegese wurde durch das Knarren eines Schlüssels in der Kellerhalsthür unterbrochen.

„Sie kommen schon!" rief der Geiger. „Von Deiner Cigarre kommt schon nichts auf mich, Manasse. Mich führt man vor Dir fort."

Durch das Luftloch fiel ein röthlicher Schein in die Finsterniß; man kam mit Fackeln.

Jetzt wurde auch die eiserne Thür geöffnet; zwei Männer mit Pechfackeln gingen voraus; nachdem sie in den Keller getreten waren, blieben sie zu beiden Seiten der Thür stehen.

Dann trat Diurbanu in den Keller ein.

Er hatte die bekannte Volkstribunen-Tracht an; sein Gesicht war von Wein und Leidenschaft erhitzt, sein langes Haar quoll unter der Mütze auf seine Schultern nieder.

Trotz der Verkleidung erkannte ihn Manasse sogleich.

Und jetzt wußte er, daß der Zigeuner vollkommen Recht hatte, Diurbanu war kein Anderer, als Benjamin Vajdar.

Manasse verlor indeß seine Kaltblütigkeit nicht; die brennende Cigarre im Munde und mit stolz erhobenem Kopf stand er seinem Todfeind gegenüber.

„Nun, Manasse Adorjan," sprach der Vermummte, „Du hast gewünscht mich kennen zu lernen. Hier bin ich; kennst Du mich schon?"

„Man sagt, Du seiest Diurbanu," sprach Manasse kalt.

„Und wüßtest Du nicht noch einen andern Namen von mir? Findest Du in mir keine Aehnlichkeit mit einem Bekannten?"

Manasse antwortete mit abgewandtem Gesicht:

„Wenn Du der wärst, dem Du ähnlich siehst, so würde ich kein Wort mehr mit Dir wechseln. Ich bin zu Dir als zu Diurbanu, dem Volkstribun, gekommen; ich habe Dir die Urkunde des Friedens übergeben lassen, welchen Dein Volk mit meinem Volk geschlossen hat, und ich empfehle Dir die Aufrechthaltung und Erneuerung desselben unter rechtschaffenen Bedingungen. Frage Deine Mitkommandanten, welchen Preis sie für den Frieden verlangen."

„Damit Du Dich überzeugst, daß ich nicht nur Diurbanu bin, sondern auch ein Anderer, so schau her."

Hiermit rief er einen der Fackelträger und hielt die ihm vorhin durch Manasse hineingeschickte Friedensurkunde in die Flammen. Ein Augenblick, und sie zerstob als ein Stückchen Asche in der Luft.

„Nun, jetzt glaubst Du wohl schon, daß ich es bin!"

Manasse blies achselzuckend eine Rauchwolke vor sich hin.

„Hast Du mit Deinem scharfen Verstand nicht herausgefunden," fuhr der Verkleidete fort, indem er Manasse mit der Spitze seines Fingers auf die Brust tippte, „daß es nur Einen auf der Welt geben kann, der gegen Toroczko immer auf's Neue mit Feuer und Schwert auszieht, und geschworen hat, in diesem Thale nicht einen Stein über dem andern und keinen Menschen am Leben zu lassen? Dies ist heute mein Tag. Und Toroczko's Nacht!" (Die Züge des schönen Menschen nahmen bei diesen Worten einen an die Hyäne erinnernden Ausdruck an.)

„Phrasen!" murmelte Manasse verächtlich zwischen den Zähnen.

„Du glaubst, was ich sage, sei eine Phrase?" sprach der Vermummte an seinen Säbel schlagend, und den Kopf stolz aufwerfend. „Du glaubst, daß ich mit Dir scherze, daß ich Mitleid haben werde?"

„O, mit mir kannst Du thun, was Du willst, Du kannst mich foltern, kannst mich tödten lassen. Ich bin gefaßt darauf. — Aber damit hast Du Toroczko noch nicht eingenommen. Dort ist Alles in Waffen, und so erwartet man Dich. Gehe nur, suche sie auf, und Du wirst schon ebenfalls alte Bekannte treffen. — Ihre Vertheidigungswerke sind stark genug, um Deinen Kriegern zu widerstehen, von denen Du selbst wohl weißt, daß sie des Krieges satt sind und es nicht lieben Schanzen zu stürmen. Wenn Du mich tödtest, so giebt es nur einen Menschen weniger! Aber Du bringst aus dem Toroczkoer Thale Nichts zurück als zer-

schmetterte Köpfe, und in Toroczko wirst Du keinen einzigen Stein von der Stelle rühren."

„Nun, fangen wir denn an, das Eis Deiner Narrheit zu schmelzen," sprach der Vermummte, und begann die Aermel seines Rockes am Handgelenke aufzuschürzen, wie ein Henker, der sich anschickt, die Folterung zu beginnen. „Du sollst unseren ganzen Kriegsplan hören. — Ich will gegen Dich sehr aufrichtig sein. — Während meine Schaaren gegen die Toroczkoer einen Scheinangriff im Thale ausführen, der alle Aufmerksamkeit derselben in Anspruch nimmt und diese zum Aufwand ihrer ganzen Waffenmacht zwingt, brechen vom Szeklerstein her die eigentlichen Belagerungstruppen hervor, welche die Stadt im Graben der Szeklerburg von rückwärts überfallen, wo niemand sonst zu Hause geblieben ist, als Frauen und Kinder. Was diese für ein Schicksal erwartet, kannst Du aus dem Umstand schließen, daß die Schaar, die bestimmt ist, Euer Toroczko meuchlings zu überfallen, von einem Weibe angeführt wird, einem Weibe voll Haß, einem Mädchen, dem man den Bräutigam, den Vater und zwei Brüder erschlagen hat, das Deine Brüder beschimpft, schmählich aus ihrem Hause gejagt haben. Dieses Weib ist Zenobia, die gewesene Braut Deines Bruders Jonathan, jetzt aber meine Verlobte. Wenigstens glaubt sie es. Während ich die bewaffneten Männer von Toroczko beschäftige, wird sie am Thore Deines Hauses anpochen. Sie wird die Losung zum Ueberfall und zur Verwüstung geben. Dein ganzes Haus wird in ihre Hand fallen."

Manasse schauderte bei diesen Worten zusammen. Er

seufzte tief auf. Dies war eine harte Heimsuchung. Jetzt ließ er schon den Kopf sinken. Er besaß keinen Stolz mehr.

„Wie es Gottes Wille ist!“ murmelte er.

„Nicht wahr, ich habe dennoch die verwundbare Stelle an Dir gefunden? Denke daran, was Deiner Frau geschehen wird! Was sage ich, Frau? Eine solche kenne ich nicht. Mit Deiner Maitresse!“

Auf diese Beschimpfung der angebeteten Frau loderte in Manasse die Wuth auf; er konnte nichts thun, als seinem Gegner die brennende Cigarre ins Gesicht speien.

Dieser wischte sich, seine Wuth unterdrückend, die Spuren der Beschimpfung vom Gesichte weg und lächelte.

Es war ein empörendes Lächeln.

„Gut, Manasse. Auch das ist eine Schuld, für welche Du mir büßen wirst. Ich vergelte sie nicht an Deinem harten Körper, der nichts fühlt, sondern an Deiner Seele, die ich schon zu verwunden wissen werde. Für diese letzte Beleidigung, sowie für eine ganze Litanei von Beschimpfungen werde ich mich, ehe die Reihe an Dich selbst kommt, an Blanca von Zboroy rächen!“

„Darauf freue Dich nicht, Diurbanu,“ sprach Manasse entschlossen; „denn in dem Augenblick, in welchem Deine diebische Schaar das Thor unseres Hauses einbricht, werden in diesem Hause zwei Frauen ihre Pistolen, eine gegen das Herz der andern halten, und einander von dieser Welt befreien. Du wirst nur zwei Leichen finden.“

„Nun, damit ich Dir auch diese letzte Hoffnung benehme, höre das Ende. Die beiden Frauen werden sich nicht tödten, denn Zenobia wird eher als die Belagerungs-

schaar bei Eurem Hause sein. Sie wird als gute Freundin, als Retterin hinkommen. Sie wird sagen, daß sie sie dem Andenken Jonathans zu Liebe retten wolle. Sie wird ihnen walachische Bauernkleider bringen, sie verkleiden und in der allgemeinen Verwirrung werden sie unter ihrem Schutz mit dem Leben davonkommen. Zenobia wird sie sicher nach Szentgyörgy bringen, und Du wirst Blanca von Zboroy in meiner Gewalt sehen. Was dann geschieht? Dies Dir auszumalen überlasse ich Deiner Einbildungskraft; und damit Du Zeit und Ruhe genug habest, dieses Bild in Dir auszuführen, lasse ich Dich am Leben und lasse Dich allein, bis Deine Stunde kommen wird. — Gute Nacht!"

Manasse war gelähmt, keines Gedankens mehr fähig, und als er wahrnahm, daß er wieder in völliger Finsterniß sei, und seine Häscher sich entfernt hatten, war er voll Aufregung und Verwirrung.

„Manasse!" rief es jetzt aus einem Winkel des Kellers.

Er fuhr empor. „Was ist das? eine Ratte?" Er hatte vergessen, daß noch jemand anderer außer ihm da sei.

„Ja, eine Ratte. — Ich habe einmal vom Schulmeister eine Geschichte gehört, daß der Löwe in eine Schlinge gerathen sei, da habe eine Maus die Stricke zernagt und ihn so befreit. Wenn Du Dich zu mir niederhockst, so löse ich die Knoten an Deinem Strick mit meinen Zähnen."

„Wozu das?"

„Ei, man ist ein ganz anderer Mensch, wenn man die Hände frei hat, als wenn diese gebunden sind. Und habe ich Dir einmal die Hände frei gemacht, so kannst Du die Stange, die mich im Block hält, unter meinen Knien her-

vorziehen, und dann bin auch ich frei. Setze Dich vor mich auf die Erde."

Manasse that es.

Der Zigeuner hatte prächtige Zähne; er zermalmte den Strick mit denselben, obgleich dieser sehr stark war. Mit diesen Zähnen hatte er einmal sogar ein Groschenstück entzweigebissen.

Manasse überdachte unterdessen das ganze Schreckenspanorama, das an seinem Geist vorüberzog. Ist es möglich? Toroczko soll vom Szeklerstein her überfallen, — in der Abenddämmerung überrumpelt werden? Ein rachedürstendes Weib soll die wehrlosen Frauen überraschen, sie in die Falle bringen?

Das Mäuschen nagte während Manasse seinen schmerzlichen Gedanken nachhing, mit seinen Zähnen unverdrossen fort.

Auf einmal fühlte Manasse, wie der Strick von seinen Handgelenken herabglitt.

Der Musikant hatte Recht, man ist ein ganz anderer Mensch, wenn man die Hände frei hat.

„Na, jetzt ziehe die Stange unter meinen Knieen hervor," sprach der Musikant.

Nach einer kurzen Weile stand auch der kleine Zigeuner auf den Beinen. Den Strick zog er sich dann so leicht von den Händen, als ob es ein Handschuh gewesen wäre.

Er war ganz stolz.

„Aber jetzt verkaufen wir unser Leben theuer!" prahlte er, hoch empor springend.

„Was meinst Du?"

„Wir sind unser Zwei und Du hast sogar einen Stock. Wenn Diurbanu zurückkommt, so laufe ich ihm plötzlich zwischen die Beine und reiße ihn zu Boden, Du schlägst ihn mit dem Stock auf den Kopf bis er sich nicht mehr rührt, Du nimmst Dir seinen Säbel, ich seine Pistolen und wir brechen aus dem Keller aus und suchen das Weite."

„Dazu wird es nicht kommen."

„Was glaubst Du denn? Hast Du nicht gehört, was er gesagt hat?"

„Er hat mich nur erschrecken wollen. Sie werden Toroczko nicht überfallen."

„Aber sie überfallen es schon. Hörst Du nicht das Schießen?"

In der That begann aus dem Thale Kleingewehrfeuer heraufzutönen.

„Aber sie werden nicht siegen, sie werden das nicht ausführen können, was dieser Mensch gesagt hat."

„Warum sollten sie es nicht thun können?"

„Das giebt Gott nicht zu!

„Du, Manasse! Ich möchte Dir etwas sagen."

„Sprich."

„Aber Du schlägst mich, wenn ich es sage."

„Nun, so sage es nicht."

Allein von dem, was der Zigeuner verschwieg, bekam das viereckige kleine Fenster über der Kellerthüre zu sprechen. Es drang Feuerschein durch dasselbe in den Keller.

Manasse glaubte Anfangs, man komme wieder mit Fackeln; aber als die eiserne Thüre nicht aufging, und der Feuerschein durch das viereckige Loch immer stärker in die

Finsterniß hereinstrahlte, kam er auf den Ursprung desselben. Diejenigen, die Toroczko stürmen, haben vorher Szentgyörgy in Brand gesteckt, um den Toroczkoern ein abschreckendes Beispiel zu geben und vielleicht auch, um bei der Ausführung des nächtlichen Ueberfalles eine Beleuchtung zu haben. Das ganze Dorf steht in Flammen.

Was jener Mensch gesagt hat, war also doch keine leere Drohung. Dies ist furchtbare Wirklichkeit. Man hatte das Werk der Rache bei den Szentgyörgyern begonnen, und jetzt war an den Toroczkoern die Reihe. Doch diese vertheidigten sich und zwar tapfer, wie aus dem anhaltenden Gewehrfeuer zu entnehmen ist.

Wie aber, wenn man sie wirklich von rückwärts, vom Szeklerstein her mit einer ganzen ausgeruhten Schaar überfällt? Wer kann diese aufhalten? Aaron mit seinen vierzig Genossen?

Manasse hielt noch immer an seinem unerschütterlichen Glauben fest.

Es giebt ja einen Gott, der die Welt lenkt; er kann nicht zugeben, daß das Schrecklichste geschehe! — Dazu bedarf es keiner Wunder. Ein Platzregen, der noch bisher jeden Abend eingetreten war, und die Feldarbeiter in der Arbeit gestört hatte, und der Weg im Graben der Szeklerburg wird zu einem Sturzbach, so daß auf dieser Seite Niemand sich Toroczko nähern kann. Oder was noch leichter denkbar ist, als ein, gerade wenn man ihn gewünscht, eintretender Regen, wäre eine Regung im menschlichen Herzen, ein unwillkürlich entstehendes Gefühl, das die racheglühende Furie zur Barmherzigkeit geneigt macht. Wer in die Herzen sieht, der

kann dem Herzen auch befehlen. Solche bessere Gefühlserregungen sind schon selbst bei den verstocktesten Räubern vorgekommen. Und ist nicht Alles in Gottes Hand? Kann Zenobia sich mit dem Angriff nicht verspäten? Vielleicht absichtlich?

Das Gewehrfeuer knattert schon so lange. Es mag schon die Nacht angebrochen sein. Wer weiß? Im Keller herrscht ein gluthrothes Halbdunkel; draußen aber ist ein höllisches Lichtmeer ergossen. Die ganze Gasse brennt. Manasse geht mit sich kämpfend im Keller auf und nieder, seinen Stock nahm er bald in die Hände, bald warf er ihn wieder fort. Der Mensch und das wilde Thier in ihm rangen mit einander und bald gewann der eine, bald das andere die Oberhand. Jetzt mischte sich ein starkes Dröhnen in das Knattern der Gewehre.

Das Dröhnen kam aus der Höhe, vom Szeklerstein her.

Dann folgte ein zweites, ein drittes, ein viertes Dröhnen und dann vier so gewaltige dumpfe Töne auf einmal.

Das sind Aarons Kanonen dort oben.

Der Angriff ist also wirklich vom Szeklerstein her gemacht worden.

Es geschieht Alles so, wie der Feind es gesagt hat.

Jetzt marschiren Zenobias Schaaren durch den Burggraben nach Toroczko, denn Aaron kann sie nicht zurückhalten.

Und was wird dann geschehen! Nach einer kurzen Weile erdröhnen wieder acht Kanonenschüsse nacheinander.

Diese Schüsse hoben das ganze bisherige Wesen Manasses aus den Angeln.

„Ich breche von da aus!" brüllte er außer sich und stürzte zu der versperrten Thür hin, an der er, die eisernen Ringe derselben fassend, heftig rüttelte. Die Thür gab nicht nach.

Dann stürzte er in den Keller zurück, wild umherblickend, womit er die Thür zertrümmern könnte. Der von draußen hereinschimmernde Feuerschein machte das Innere des Kellers glühend roth.

Nichts war da, als das leere Faßlager. Es bestand aus einem mächtigen Eichenbalken.

„Junge," rief er dem Musikanten zu, „fasse diesen Balken an einem Ende."

„Was soll daraus werden?"

„Wir heben damit die Thür aus den Angeln."

„Ich bin dabei."

Der Zigeuner war ein kleines Männchen, doch jeder Zoll an ihm war Eisen. Manasse faßte den Lagerbalken vorn an, und der Musikant faßte ihn am rückwärtigen Ende. Daraus wurde nun ein römischer Sturmbock.

Der Szeklerstein oben erdröhnte nicht stärker vom Kanonendonner, als die eiserne Thür hier unten von den Stößen mit dem Balken. Ein Wunder, daß man sie oben nicht hörte. Allein die oben hörten die Stöße nicht, sie hatten jetzt etwas Anderes zu hören. In der Gasse von Szentgyörgy toste ein wilder, verworrener, unbeschreiblicher Lärm, und von dem hörten wieder die im Keller nichts.

Endlich gingen die Schlösser der eisernen Thür, als

der kleine Mann mit dem Balken aus Leibeskräften darauf losrannte, auseinander.

Die eiserne Thür ist nun offen. Die Kellerhalsthür konnte man mit dem Fuße einstoßen.

„He, Herr, halt, halt!“ rief der Zigeuner sich an Manasses Hand klammernd. „Was willst Du jetzt? Warte, bis ich in den Hof hinausgehe und mich umschaue; ich stehle Dir irgend ein vacirendes Gewehr.“

„Ich habe keine Zeit zu warten!“ sprach Manasse, ihn von sich fortdrängend. „Ich brauche kein gestohlenes Gewehr! Wer mir zuerst entgegenkommt, der wird schon Waffen haben, und diese gehören dann mir, der Besitzer aber der Hölle! Dann stürze ich überall hin, wo ich Menschen sehe und zertrete sie! Selbst durch die Hölle breche ich mir Bahn zu meinem Weibe!“

Und hiermit schleuderte er ganz allein den schweren Balken mit solcher Gewalt an die Kellerthür, daß ein Flügel derselben sogleich aufsprang. Hierauf stürzte er die Treppe hinauf, seine beiden Hände hoch erhoben und die zehn Finger wie Adlerfänge gekrümmt, im Vorhinein bereit auf das Opfer einzuhauen.

Das war nicht mehr Manasse Adorjan.

Verstumme, Stimme der Menschenliebe, verzweifle, gesunde Vernunft, schwebe in den Himmel zurück, christliche Geduld! fliehet ihr Engel, die ihr den Menschen umgebt und hütet! Das schrecklichste der wilden Thiere ist aus seinem Käfig entkommen, ein Mann, der den Hilferuf seines Weibes vernommen hat. Er ist kein Mensch mehr, nicht

das Ebenbild Gottes, sondern nur ein „Mann“, das Ebenbild des Löwen.

Wem sein Leben lieb ist, der fliehe vor diesem Manne.

Als er seinen Fuß auf die Schwelle des Kellerhalses setzte, trat ihm eine bewaffnete Gestalt in den Weg.

Doch Manasse tödtete diese nicht, er trat sie nicht todt. Es war ein Weib: Zenobia.

Von ihren Schultern floß ein langer schwarzer Mantel nieder, auf dem Kopf hatte sie eine hohe schwarze Mütze mit einer Adlerfeder, aus ihrer kurzen Katrincza (Unterrock der Walachinnen) blickten ihre rothen Stiefel hervor, in ihrem breiten Gurt hatte sie einen Handschar und Pistolen stecken. —

„Zurück!“ rief sie Manasse zu, als sie ihn erblickte und bemühte sich ihn mit dem emporgehaltenen Mantel zu verdecken. „Bleibe, wo Du bist!“

Manasse (er war noch das wilde Thier) ergriff Zenobia am Handgelenke und krächzte ihr mit heiserer Stimme ins Ohr: „Wo ist mein Weib, und meine Schwester?“

Zenobia verstand die Worte, sowie die Wuth, mit der er ihr das Handgelenk drückte, und blickte traurig lächelnd auf Manasse.

„Sei ruhig. Sie sind wohl geborgen. Sie befinden sich in Deinem Hause und Niemand kann ihnen etwas zu Leide thun.“

Er blickte sie zweifelnd an.

Da reichte ihm Zenobia ihren Säbel und ihre Pistolen. „Nimm diese Waffen. Du kannst ihrer bedürfen. Ich brauche sie nicht.“

Und so sich entwaffnend, gab sie sich in die Gewalt des Wüthenden.

Dieser begann jetzt zu zittern.

„Bleibe ruhig und höre mich an!" flüsterte das Mädchen.

Auf der Gasse eilten Fliehende vorüber, schreiend und einander über den Haufen rennend.

Manasse konnte aus dem Geschrei die Worte entnehmen: „Flieht. Es sind dreitausend Honveds aus Aranyos gekommen! Mit acht Kanonen! Wir sind hier verloren!"

Auf dem Gipfel des Szeklersteines donnerten die acht Kanonen in einem fort, von der Hidaser Höhe fielen funkensprühende Raketen in weiten Bogen in das Thal, die Fliehenden, die sich nach Gyertyamos, Kapolna und Badellö, in die Wälder, in die Schluchten flüchteten, zur Eile antreibend. Das brennende Dorf bot keine Zuflucht.

Der panische Schrecken beschleunigte die Flucht so sehr, daß die Gasse von der frühern Menge bald gesäubert war und kaum mehr einige verwunderte Marodeure zu sehen waren, die den Uebrigen nachhinkten.

„Damit ist's zu Ende," sprach nun Zenobia und führte Manasse, ihn an die Hand fassend, in den Korridor hinauf.

Die Zimmer standen leer. Von der Vorhalle aus konnte man über die Felder hinwegblicken.

Es war eine schöne Beleuchtung! Die Getreidekreuze brannten in einer langen Reihe als eben so viele Opferaltäre Kains.

Auf dem Szeklerstein dröhnte noch immer Kanonendonner.

„Aaron könnte schon aufhören," murmelte Zenobia, „es ist ja Niemand mehr da, den er zu erschrecken brauchte."

— Dann legte sie die Hand auf Manasse's Brust und flüsterte ihm zu: „Du weißt, daß zum Erschrecken zwei gehören, und zwar darunter einer, der sich Schrecken einjagen läßt. Wenn ich meinem Volk nur mit einem Wort sagte: „Fliehet nicht! was ihr da hört, das sind nicht die kupfernen Kanonen der Honveds, sondern nur die in den Felsen gebohrten Mörser, aus denen Aaron Pulver verpufft; und der dichte Trommelwirbel auf dem Csegezer Wege bedeutet nicht eine herannahende Honvedbrigade, sondern nur eine Gruppe von Schulkindern!" — so wäre Toroczko jetzt verloren. — Ich habe sie aber bei ihrem Schrecken gelassen. Ich ließ sie mit dem wilden Anprall des Schreckens auf Diurbanus Schaar stoßen, und der eine entsetzte Haufen riß den andern mit sich fort. Mit dieser heutigen Debandage wird Alles beendet sein, morgen liegen wir beide auf dem Boden ausgestreckt, wir so gut wie Ihr, und unser beider Befreier, der Moskovite, wird uns Alle in den Staub treten. In einer Stunde kannst Du schon nach Toroczko zurückkehren. Wenn Du mit Deiner Frau und Deiner Schwester zusammenkommst, die gewiß zu Hause auf Dich warten, so sage ihnen, daß Du mich heute gesehen hast. Sage ihnen, daß die Walachen mit ihrem „czine-mintye"*) nichts vergessen. Hörst Du? Nichts! Sie haben mir einmal einen Brief geschrieben, beide auf einem Blatt Papier, einen schönen Brief voll Güte und Liebe. Sie nannten mich darin Schwester, luden mich zu Deiner Hochzeit, theilten mir mit, daß auch Jonathan dort sein werde, und nahmen mir das Versprechen

*) „Behalte es im Gedächtniß; — vom lateinischen „tene mente."

ab, daß auch ich kommen werde; schließlich wußten sie sogar auch den hochmüthigen Aaron, der uns Walachen haßt, zu bewegen, daß er den Brief mit unterschriebe. Man sieht es der Unterschrift an, wie sehr sie ihn dazu genöthigt haben. Dieser Brief ist mein „Czine-mintye.“ Ich versprach zu kommen und ich hielt Wort. Auch Jonathan kam, ich brachte ihn hin. Damals versprach ich ihnen, daß ich noch einmal nach Toroczko zurückkehre, und dann nicht mit leeren Händen kommen, sondern ihnen etwas mitbringen werde. Ich bin gekommen und gebe Dich ihnen zurück, Manasse, — Dich und als Lebenden! Dies ist das „Czine-mintye“ des Walachenmädchens.“

Hiermit wandte sie Manasse den Rücken, als ob sie ihm zürnte, und stützte sich mit dem Ellbogen auf die Brüstung der Vorhalle.

Manasse griff nach der Hand des Mädchens. — Sein Herz war übervoll, als daß er hätte sprechen können.

„Gehe noch nicht fort!“ sprach das Mädchen. „Bleibe noch ein wenig; Laß mich Dir ins Gesicht sehen. Ich glaube, ich sehe Jonathan.“

Und dann Manasse an beiden Hände fassend, näherte sie ihr Gesicht dem seinen immer mehr, so daß ihre bebenden Lippen es beinahe schon berührten. Da wandte sie plötzlich ihren Kopf ab.

„Nein! Ich will Deine Frau nicht berauben!“

Hierauf erfaßte Manasse den Kopf des Mädchens mit seinen beiden Händen und küßte sie auf die Stirn.

Das Mädchen fuhr rasch mit der Hand nach der Stirn,

und bedeckte diese damit, als ob sie verhüten wolle, daß die Spur des Kusses je verschwinde.

Dann warf sie den Kopf trotzig auf und ließ einen kurzen lachenden Ton hören.

„Ha! Auch Du bist so hochmüthig, wie Deine Brüder. Du willst einem armen Mädchen, wie ich bin, nichts schuldig bleiben; jetzt hast Du mir gar schon die Stirn geküßt. Wenn Du so wüßtest, wie ich, wie viel ein gutes Wort, ein Bruderkuß werth ist! Wenn die, die sich die Weisen des Landes nennen, wüßten, wie wenig Wasser dazu nöthig ist, um ein großes Feuer zu löschen! Ein Thränentropfen eine Gehenna! Doch sprechen wir nicht davon. — Ich werde drei Jahre hindurch mit unbedecktem Kopfe herumgehen. Du weißt, daß die Walachen den Tod des Vaters oder eines Bruders ein Jahr hindurch betrauern und zum Zeichen der Trauer den Kopf nicht bedecken. Auf mich warten drei solcher Jahre. Machen wir jetzt Alles unter uns ab. Ich will Euch vergessen. Ich will das Gute und Bittere vergessen. Nicht einmal bis zum heutigen Aufgehen der „Gluckhenne" will ich Deine Schuldnerin bleiben. Ich gebe Dir diesen Ring von meinem Finger. Erkennst Du ihn?"

Manasse sprach traurig:

„Er gehörte meiner Schwester Anna. Ich habe ihr ihn gekauft, es war der Verlobungsring, den sie dem Treubrüchigen gab."

„Ich weiß es. Es ist darin der Name Deiner Schwester eingravirt. Der schöne Mensch, der mir ihn gab, verheimlichte es mir nicht. Er sagte zu mir: „Meine Perle, mein Täubchen, mein Diamant; sieh, ich stecke diesen Ring

an Deinen Finger und schwöre, daß ich der Deine sein werde. Aber ich kann Dich so lange nicht heirathen, so lange die andere lebt, die meinen Verlobungsring besitzt, denn unsere Gesetze verbieten es. Diese Andere wohnt in dem großen Hause zu Toroczko. Du kennst ihren Namen und weißt, was zu thun sei, damit sie nicht lebe, damit ich Dich dann heirathen könne!“

Manasse erbebte bei diesem schauderhaften Gedanken. Zenobia reichte ihm den Ring hin.

„Bring ihn ihr nach Hause, er gehört ihr. Nicht wahr dieser Mensch ist vor Dir erschienen, um Dich zu quälen, zu verhöhnen, sich an Deiner Qual zu weiden? Nicht wahr, er ist zu Dir ins Gefängniß gekommen, und hat Dir hohnlachend, mit gotteslästerlichen Worten gesagt, daß es ein teufliches Wesen gebe, welches mitten im wüthenden Gemetzel sich in die Wohnung Deiner Frau und Deiner Schwester, einschleichen, und sie unter der Maske eines rettenden Engels entführen werde, um zu verhindern, daß sie sich als edle Frauen durch Selbstmord vor Schmach bewahren, daß sie so in seine höllische Gewalt kommen sollen? Nicht wahr, er hat so zu Dir gesprochen?“

„So ist es.“

Zenobia lachte vor Wuth.

„Nun so schenke ich Dir noch etwas. Das Sprichwort sagt ja: „Kleine Geschenke stärken die Freundschaft.“ Und dies wird der kleinste unter den Gegenständen sein, die ich Dir schenken kann. — Also der schöne stattliche Jüngling, der mir diesen Ring geschenkt hat, und der mein Bräutigam ist, (wenigstens glaubt er es) liegt draußen irgendwo im

Graben. Sein Pferd ist von dem großen Getöse scheu geworden und hat ihn abgeworfen; der Reiter hat einen Fuß gebrochen. Seine fliehende Schaar ließ ihn liegen, die Fliehenden stolperten über ihn und Niemand hat ihn auf seinen Rücken genommen. Alle haßten ihn, und sahen in seinem Unfall eine Strafe Gottes; und der Walache fürchtet sich dem zu helfen, von dem es heißt, daß Gott ihn niedergeworfen habe. Sein Pferd findest Du in der Kirche; Du kannst darauf nach Toroczko reiten. Den abgeworfenen Reiter aber kannst Du an den nächsten Baum aufknüpfen. Du hast ja einen Zigeuner bei der Hand. Nun lebe wohl!"

Hiermit blies sie in eine metallene Pfeife, und auf dieses Zeichen kam ein Bursche mit zwei Gebirgspferden herbei. Zenobia warf sich auf eines derselben, sagte Manasse noch einmal Lebewohl und ritt mit ihrem Begleiter in der Richtung von Bedello davon, wo ihnen die wenigsten Fliehenden im Wege waren.

Elftes Kapitel.

Manasse staunte wie verzaubert, wie ein Schlafwandler in das Chaos hinaus. Vor ihm Rauch und Flammen der Wind trieb die zu einer Feuerwolke zusammengehäuften Funken durch die Gassen; ringsum tönte das Knarren und Krachen brennender Balken und es rauschte, wie wenn bei der Schlußscene eines großen Künstlers tausende von Zuschauern auf einmal zu applaudiren anfangen.

Die stürmischen Ereignisse des verhängnißvollen Tages, die einander aufhebenden contrastirenden Wendungen, die ihn nach allen Seiten fortreißenden wilden Affecte, die unerwarteten Ueberraschungen, kurz all das Unglaubliche, das dennoch wirklich war, lastete mit so schwerem Druck auf Manasses Seele, daß er sich betäubt fühlte.

Seine Arme waren noch von der Wuth gespannt, die ihm die Kraft verliehen hatte, die Thüren seines Gefängnisses zu zerbrechen, sein Gehirn glühte noch von der Aufregung, mittelst welcher er sich zu mörderischen Thaten befreit hatte, vor seiner Phantasie stand noch das schreckliche Bild, durch welches sein Blut entflammt worden war: — und schon waren seine Augen von der Thräne getrübt, die er als Dankopfer für das Wunder seiner Errettung vergoß, und seine breite starke Brust erzitterte von einem unwillkürlichen Schauder. Er schwieg und staunte.

Er lehnte sich an einen Pfeiler. An diesem rankte sich Epheu bis zum Dache hinauf; das Schlinggewächs hatte von dem brennenden Dach Feuer gefangen, die harzigen Blätter brannten, eines das andere entzündend, immer tiefer hinab, und jedes flammte knisternd auf. Er sah und hörte nichts.

„Manasse! Herr! Bist Du zu Stein geworden?“ schrie jetzt der kleine Zigeuner im Hof. „Gleich wird Dein Kopf brennen. Geh' schon weg von dort! Träume nicht länger. Ich habe auch schon meine Geige gefunden. Laufen wir, ehe das Haus über uns zusammenstürzt.“

Manasse kam zur Besinnung. Auch das Kastell brannte schon. Alle Kirchen standen in Flammen; hie und da

ertönte eine Glocke von selbst, wenn die Balken des brennenden Thurmdaches auf sie fielen. Und was die Katastrophe noch schrecklicher machte, war, daß keine menschliche Stimme sich vernehmen ließ. Kein Lärm von Feuerlöschmännern, kein Jammer der Beschädigten mengte sich in diese höllische Musik. Das Element der Vernichtung herrschte allein, die Bewohner hatten sich alle geflüchtet.

„Nun, Herr," sprach der Musikant, „thun wir, was das schöne Mädchen gesagt hat. Du gehe in die öde Kirche, und suche Dir Diurbanus Pferd; ich gehe aufs Feld hinaus und suche ihn selbst. Hier sind die zwei Pistolen und der Handschar. — Na, willst Du sie nicht? Giebst Du sie also mir?"

Der Zigeuner war glücklich, daß alle diese Waffen in seinem Besitz blieben; er machte sich aus den gelösten Stricken, die er aus dem Gefängniß heraufgebracht hatte, einen Gürtel, und steckte in diesen die mörderischen Geräthe, sie dann mit seinem Ueberrock bedeckend.

„Aber eilen wir, denn sie könnten zurückkommen!"

Manasse ließ den Musikanten laufen und ging in aller Ruhe nach der öden Kirche.

Diese befindet sich in einiger Entfernung vom Kastell. Es ist ein Gebäude ohne Sinn; es ist keine Ruine, besteht aber aus vier nackten Mauern, auf denen nie ein Dach sich befunden hat, und deren Ziegel nie mit einem Mörtelanwurf bekleidet waren. Es ist eine im Bau unterbrochene Kirche.

Der Anekdotenkreis der sich um dieses Gebäude gesammelt hat, erzählt den Ursprung desselben in drei verschiedenen Versionen.

Nach einer war der Grundherr, der diese Kirche zu bauen begonnen hatte, gewohnt, stets gegen den Willen seiner Frau zu handeln; und wenn er sah, daß ihr etwas gefiel, so gab er es sofort wieder auf. „Das wird eine schöne Kirche werden!“ sagte einmal die Frau. Und der Herr ließ den Bau sogleich unterbrechen.

Nach einer andern Version war der Bauherr ein Unitarier; aber einmal gerieth er mit seiner Glaubensgemeinde in Zerwürfniß, und er beschloß kalvinisch zu werden. In dem Dorfe gab es aber keine kalvinische Kirche, und er begann eine solche zu bauen. So wie jedoch die Mauern aufgeführt waren, besann er sich eines Besseren, und wurde katholisch. Eine katholische Kirche aber gab es schon im Dorfe, und so war die begonnene überflüssig.

Die wahrscheinlichste unter den Traditionen ist indeß die, daß der Bauherr kalvinisch war, und den Bau einer kalvinischen Kirche, die in dem Dorfe noch fehlte, mit dem Ernst einer frommen Absicht in Angriff nahm. Die Mauern standen fertig, auch zum Dach lag schon auf dem Bauplatz Alles bereit, und es sollte eben gezimmert werden, als man dem Herrn die Nachricht brachte, daß in seine Mühle der Blitz eingeschlagen und diese in Brand gesteckt habe. Da ließ er das zum Dach bestimmte Bauholz auf einen Wagen laden und zur Mühle führen, und ließ diese damit decken. Man muß zugeben, daß in diesem Einfall, wenn auch keine Pietät, so doch Logik ist, und daß diese Geschichte die sprichwörtliche Hartnäckigkeit der Kalviner charakterisirt.

Manasse betrat die öde Kirche, und fand dort, wie Zenobia es ihm gesagt hatte, das Pferd. Diese Thiere lieben

es bei Feuersgefahr sich in dunkle Gebäude zu flüchten, und dann kostet es große Mühe sie von dort herauszuziehen.

Als Manasse zwischen die nackten vier Wände trat, war sein erster Gedanke der, daß in dieser Kirche nie ein menschliches Geschöpf seine Stimme zu Gott erhoben habe.

Das Pferd, das sich vor der Gefahr hieher geflüchtet hatte, fragte den flammenden Himmel mit entsetztem Wiehern, wo sein Schöpfer sei. Das Thier, das mit dem Menschen sich freuen, zittern, kämpfen, fliehen gelernt hat, der Mitschuldige des Kriegers beim blutigen Handwerk, die ergänzende Gestalt der Heldenstatuen, der Gehilfe des Arbeiters beim Broderwerb, sucht in der großen Gefahr, welche die Menschen heimgesucht hat, mit seinen Augen den Himmel, und sein unartikulirter Schrei tönt zu den Wolken hinauf.

Manasse fühlte in dieser gottbeseelten Einsamkeit eine Beklommenheit, die er nicht zu bannen vermochte. Es war eine Selbstanklage seiner sich selbst wiedergegebenen Seele, daß er einen Augenblick zu zweifeln vermocht hatte. Er fühlte die unmittelbare Nähe des Geistes, der einst aus dem brennenden Dornbusch gesprochen hat, der seine Wunder durch das menschliche Herz und durch die menschlichen Gedanken wirkt, und der sich ihm in dem Augenblick offenbarte, wo er ihn verleugnet hatte.

Er lehnte sich mit dem Gesicht an die Wand, und weinte. Dies war sein Dankgebet.

Die Mauern der öden Kirche, die seit ihrem Entstehen keiner sonst aufgesucht als Fledermäuse und Kröten, um welche das Menschenwohnungen meidende Unkraut grünt, und deren Legendenkreis eine Anzahl spöttischer Anekdoten

bildete, — heute wurden sie mit dem aufrichtigsten, wahrhaftesten Gebet eingeweiht, mit einem Gebet ohne Worte.

Nicht allein das Dorf brannte, sondern auch die Felder. Durch die in Brand gesteckten Garben hatten sich die Stoppeln entzündet, und die sich ausdehnende Flamme wogte vorwärts, wie eine flammende Meeresflut.

Der kleine Zigeuner hatte einen scharfen Verstand und scharfe Augen. Er rechnete ganz richtig, daß Diurbanu mit seinem gebrochenen Fuß sich nicht über das brennende Feld hinschleppen werde, und daß er keinen andern Weg gewählt haben könne, als den mit hohem Grase bewachsenen Wassergraben, durch welchen man die Wiesen zu berieseln pflegt. Hier bemerkte er denn auch mit seinen Falkenaugen einen mit großer Mühsal auf den Knien vorwärts rutschenden Mann der mit einer Hand den Säbel sammt der Scheide als Krücke benutzte, mit der andern die Steine und das Riedgras aus seinem Wege beseitigte.

Als dieser Mann bemerkte, daß Jemand ihm am Ufer des Grabens nachkomme, legte er sich der Länge nach hin, um sich zwischen den Blättern des Unkrautes zu verbergen.

Der Zigeuner hatte ihn bereits gesehen. Als er ihm schon nahe war, nahm er seine Geige und begann auf den Saiten zu klimpern.

„Diurbanu! Jetzt kannst Du mir schon sagen, welches Dein Leibstück ist. Ich spiele es Dir auf. Du tanze dazu!“

Als der Fliehende den Herannahenden erkannte, hob er seinen Kopf aus dem Grase hervor.

„Zigeuner! Komm näher.“

„Daß ich ein Narr wäre! Damit Du mir eine Kugel in den Leib jagest?"

„Ich habe keine Pistolen bei mir."

„Ein Esel, wer Dir glaubt."

„Du siehst, daß ich im Wasser liege; wenn ich auch Pistolen bei mir hätte, so wäre das Pulver darin durchnäßt, und ich könnte keinen Schuß abfeuern."

„Wozu soll ich mich Dir also nähern?"

„Rette mich."

„Wirst Du mich dann nicht in den Block stecken lassen?"

„Wenn Du mich von hier fortbringst, so mache ich Dich zum reichen Mann. Du bekommst von mir tausend Gulden."

„Wenn Du mir nicht so viel versprochen hättest, so würde ich Dir eher glauben."

„Ich gebe Dir das Geld sogleich."

„Und wenn Du es mir gegeben hast, giebst Du mir dann nicht einen Streich auf den Kopf, und nimmst mir das Geld wieder ab?"

„Schwätze nicht so viel; es könnte uns Jemand hören. Sind noch Leute im Dorf?"

„Ja. „Niemand" und „Nichts."

„Wohin sind die Leute vom Landsturm gegangen?"

„Der eine hierhin, der andere dorthin, und wieder andere hierhin und dorthin."

„Nimm mich auf Deinen Rücken, und trage mich ihnen nach."

„Du bist mir zu schwer für meine schwachen Knochen. Früher als in Gyertyamos holst Du Deine Leute nicht ein. Bis dahin aber kann ich Dich nicht schleppen, und wenn Du mir dafür den ganzen Szeklerstein schenken würdest."

„Du sollst mich auch nicht bis dahin tragen. Ziehe mich nur von da heraus. Ich fürchte, die Toroczkoer kommen, um die Stoppeln zu löschen, und dann stoßen sie auf mich. Nimm mich auf Deinen Rücken, und trage mich fort."

„Aber schlägst Du mich nicht mit Deinem närrischen großen Säbel, wenn ich Dir nahe komme? Ich fürchte mich sehr vor einem Säbel."

„Wenn Du Dich fürchtest, so nimm ihn, hier hast Du ihn."

Der Flüchtling warf dem Zigeuner seinen Säbel vor die Füße, welchen dieser dann, da er ihm, um den Leib gegürtet, zu lang gewesen wäre, mit dem Wehrgehänge sich um den Hals hängte. So paßte die Waffe zu seinem kleinen Wuchs.

Dann stieg er zu dem verunglückten Flüchtling in den Graben hinab.

„Na, wo soll ich Dich also anfassen? vielleicht gar bei Deinem gebrochenen Fuß?" Der auf dem Boden liegende Flüchtling ächzte und fluchte, als der Zigeuner ihn auf den Rücken nahm. Er sagte, er stehe schreckliche Schmerzen aus.

„Nun denke nur daran, um wie viel Dein Leiden größer wäre, wenn Du Zahnschmerzen hättest. Klammere Dich mit beiden Händen an mein Haar; fürchte nichts, es reißt nicht."

Der seiner nicht mächtige Mann verfluchte alle Schaaren der Himmelsbewohner.

„Also wohin soll ich Dich schleppen?"

„Ans Ende des Dorfes, in die öde Kirche."

„In die öde Kirche!" rief der Zigeuner lachend aus. „Du willst selbst, daß ich Dich in die öde Kirche bringe?

Aber dann fluche Dich hier draußen aus, denn Niemand läßt sich in seinem Hause beschimpfen. Und warum soll ich Dich dorthin bringen?"

„Weil die öde Kirche kein Dach hat, das brennen und einstürzen könnte. Dort setzest Du mich ab, läufst dann nach Gyertyamos und miethest einen Wagen, der mich sogleich abholen soll. Du bekommst tausend Gulden und ebenso viel auch der Fuhrmann. Für jede Stunde, um welche Du früher zurückkommst, als die Sonne aufgeht, bekommst Du überdies je hundert Gulden."

„Du wirst die Sonne nicht aufgehen sehen," murmelte der Musikant bei sich und dann machte er sich mit dem Flüchtling auf den Weg. Dieser war ihm nicht zu schwer. Er hätte ihn auch bis Gyertyamos tragen können. Aber der Herr hat selbst wollen, er solle ihn in die öde Kirche bringen; und der Herr befiehlt, nicht das Pferd, das ihn trägt. —

Das edle Thier, das den Krieger ergänzt, ging, als es den im öden Gebäude stehenden Mann bemerkte, mit vorgestrecktem Halse, mit gesträubter Mähne und durch die erweiterten Nüstern heißen Dampf blasend, ganz nahe zu ihm hin, und als es sah, daß der Mann zur Wand gekehrt war, fing es an leise zu wiehern, und scharrte den Boden. Als ob es ihn auf sich hätte aufmerksam machen wollen. —

Der aber war jetzt nicht auf dieser Welt. Er war weit, weit, bis wohin der matte Schimmer dieses kleinen Planeten gar nicht dringt, wohin die irdische Leidenschaft, der von ihrer Krankheit genesenen Seele nicht folgt, im Reiche dessen, dessen Namen Gerechtigkeit und Liebe ist, der, wenn er ein Wunder thun will, mit einem Thränentropfen

ein Feuermeer löscht, mit einem Seufzer ein Heer von Kriegern forthaucht. Dort fand er sein besseres Ich, das er verscheucht hatte, als er auszog um zu tödten.

Da kommt ein Mensch ins Gebäude, der einen andern Menschen auf seinem Rücken hereinbringt.

„Da, Manasse, da hast Du Diurbanu!"

Mit diesen Worten warf eine Weile später der Zigeuner seine lebende Last vor Manasse ab.

Der zur Erde geworfene Mensch heulte vor Schmerz und Angst.

Dieses Heulen war so entsetzlich, daß das Pferd in dem Gebäude schnaubend herumzulaufen anfing und durch das Fenster hinausspringen wollte.

Manasse starrte entsetzt auf den zu seinen Füßen sich wälzenden Gegner, dessen einst so schönes Gesicht von Schmerz und Furcht grauenhaft entstellt war.

Der auf dem Boden liegende Mann kämpfte allmälig seine Pein und sein Entsetzen nieder, sein Geheul milderte sich zu einem unterdrückten Stöhnen und auf die Faust gestützt, richtete er sich halb auf.

„Tödte mich schnell wenn Du ein Mensch bist," rief der Liegende mit schmerzerstickter Stimme.

Manasse stand, die Arme über die Brust gekreuzt, vor ihm. Es hätte ihn nur ein Wort gekostet, nur einen Wink mit dem Finger, und die verhaßte Flamme war ausgelöscht. Und die zu seinen Füßen sich wälzende Jammergestalt erbittet selbst von ihm den Tod als eine Wohlthat. Gedemüthigt, gebrochen, in seinem teuflischen Vorhaben schimpflich gehindert,

von Gewissensbissen gequält, mußte der Bösewicht den Tod als seine Rettung erflehen.

Manasse wiegte leise den Kopf.

„Nein, Benjamin Vajdar, Du sollst nicht durch mich enden. Wer Kain tödtet, der ist sieben Mal verflucht. Vor dem Todesstreiche meiner Hand bewahrt Dich ein Wort, von mir einem Engel gegeben, den Du vernichtet hast. Ich tödte Dich nicht, und gestatte auch keinem Andern, Dich zu tödten. Sieh Dich um! Diese Zerstörung, diese Verwüstung ist Dein Werk. Du darfst vor diesem schrecklichen Bilde nicht fliehen, indem Du Deine Augen für ewig schließest. Du wirst noch lange leben, und den Weg fortwandeln, den Du eingeschlagen hast, wirst Böses auf Böses häufen, wirst diejenigen verfolgen, die Dir Gutes gethan, wirst gegen die grausam sein, die gegen Dich barmherzig waren. Dies ist Deine Mission, erfülle sie. Du lastest als ein Fluch auf uns, Gott will durch Dich unsere Herzen erproben. Erfülle Deine Aufgabe, ersinne für uns alle erdenklichen Leiden. Und dann lebe so lange, bis Dein verfluchtes Geschick Dich gebrochen, gedemüthigt, aus der ganzen Welt verbannt, hierher zurück bringt, damit Du hier Deine letzte Zuflucht findest, — damit Du an den Thüren der Häuser, die Du jetzt zerstört hast, um das Brod der Barmherzigkeit flehest, einzig und allein bei denen, die Du auf den Tod verfolgt hast, ein Wort des Trostes findest. Möge Gott dies erfüllen.“

Er flocht kein einziges böses Wort ein, und sagte Alles dies in deutscher Sprache, um den Gefangenen vor dem Zigeuner nicht zu beschämen.

Benjamin Vajdar zerbiß den Nagel seines Daumens und hielt sein Gesicht zur Erde gewendet.

Das Pferd war unterdessen in der Nähe der Menschengruppe stehen geblieben. Ueber dem ungedeckten Hause zogen Feuerwolken hin, Funkenknäuel aus welchen ein Feuerregen herabsprühte.

„Komm, hilf mir ihn befestigen," sprach er dann zum Musikanten.

„An welchen Baum?" fragte dieser und begann die Stricke zu lösen, die er sich um den Leib gewunden hatte.

„Auf dieses Pferd! Mit gebrochenem Fuß kann er nicht im Sattel sitzen, wenn er nicht angebunden ist."

„Aha! Das ist gescheidt ersonnen! Du willst, daß wir ihn lebendig nach Hause bringen! Das wird gut sein. Wir machen Parade mit ihm."

Manasse hob Vajdar in seinen Armen empor, und setzte ihn in den Sattel. Der Zigeuner band ihm die Kniee an den Sattelbock.

Es war schwer, das Pferd aus der öden Kirche in die brennende Gasse zu führen; es stemmte die Vorderfüße an, steckte den Kopf zwischen die Beine, bäumte sich.

„Ich werde es schon führen," sagte Manasse, dem Zigeuner den Zügel aus der Hand nehmend. „Du treibe es von hinten an."

Dann sagte er zu Vajdar, und zwar wieder in deutscher Sprache:

„Wenn wir draußen sind, so wende das Pferd nach der Bedellöer Straße, dort ist kein Feuerschein, dorthin wird es gehen."

Als das bockbeinige Thier dann auf die Gasse gebracht war, schlug es hinten aus, Manasse ließ den Zügel los, und das Pferd rannte in der Richtung fort, in welcher die Gegend am wenigsten vom Feuer erhellt war.

„Du hast ihn laufen lassen?“ fragte der Zigeuner, der rasch zur Seite gesprungen und gefallen war, und jetzt sich aufraffte. „O weh, o weh, o weh! warum hast Du mich nicht den Zügel halten lassen! Ich werde ein anderes Mal wieder ein solcher Narr sein, Dir einen Tausendgulden-Braten zu bringen, damit Du ihn aus Deiner Jagdtasche entkommen lassest.“

„Gräme Dich nicht, Bursche. Von heute an sollst Du täglich in meinem Hause zu essen bekommen. — Aber jetzt sehen wir, daß wir heim kommen.“

„Wenn er nur nicht Dein Pferd entführt hätte.“

„Es war das seine.“

„Was für ein Narr bist Du, Manasse, daß Du selbst im Kriege es nicht wagst, das Pferd eines Andern für Dich zu behalten! Also gehen wir jetzt zu Fuß, und sehen wir, wer früher hinkommt.“

Und sie eilten davon.

Manasse hatte lange Beine, aber deshalb konnte er den Zigeuner doch nicht überholen, der emsig neben ihm herlief.

Einmal nahm er dann seine Fiedel vor, und begann den Rakoczy-Marsch zu spielen.

„Was thust Du?“ schrie ihn Manasse an; „Du wirst mich doch nicht mit Musik nach Toroczko begleiten?“

„Ich thue das nicht Dir zu Ehren, Manasse, sondern weil die Toroczkoer jetzt in der Nähe der Stadt

auf der Lauer liegen; wenn sie uns sehen, so könnten sie glauben, wir seien Feinde, und dann schießen sie auf uns; und es wäre doch schade um mich."

„Na, um mich nicht?"

„Nein, denn wenn Du stirbst, so hinterlässest Du eine schöne junge Frau und die nimmt gleich ein Anderer; wenn es aber mit mir zu Ende ist, so lasse ich eine häßliche Bettel zurück, die Niemand, selbst der Teufel nicht heirathet."

Dies war freilich ein Argument, das nicht widerlegt werden konnte.

Manasse gab also zu, daß sein siegreiches Heer, welches aus Einem Mann bestand, unter den Klängen der Militairkapelle zu Hause einziehe, die gleichfalls nur Ein Mann bildete.

Während sie so unter klingendem Spiel hinzogen, kam ihnen eine Abtheilung der Toroczkoer Nationalgarde, darunter drei Brüder Adorjan, mit Trommelschall entgegen. Der Zweck dieser Männer war Manasse aufzusuchen und groß war ihre Freude, als sie ihn gesund und unversehrt wiederfanden. Sie waren entschlossen gewesen, nach Szentgyörgy zu gehen, und ihn, wenn nöthig, mit Gewalt zu befreien.

„Ich komme gesund zurück!" beruhigte sie Manasse.

Sie geleiteten ihn im Triumph bis zu seinem Hause.

Am Ende der Stadt, in der Straße erwarteten ihn Anna und Blanca.

Wie die aufs Neue vereinten liebenden Seelen einander begrüßten, läßt sich nicht mit Worten wiedergeben. Dazu müßte erst eine Sprache erfunden werden, die Jedermann versteht, und Jedermann in einem Augenblick erlernt.

Es war die Wonne des Wiedersehens in ihrer höchsten Ueberschwenglichkeit.

Als der Triumphzug zum Hause Adorjans gelangte, kam eben eine andere triumphirende Schaar vom Szeklerstein herbei, nämlich Aaron und seine vierzig Mannen.

„Nun, Kinder, hat Aarons Batterie gut gearbeitet?" fragte der Alte mit triumphirendem Gesicht. Dann der Gruppe der ihm dankenden Frauen sich entwindend ging er zu Manasse, und klopfte ihm stolz auf die Schulter. „Das hat mit Gottes Hilfe gewirkt, lieber Bruder, und es hat nicht mehr gekostet als zwanzig Pfund Pulver und ein Loth Szekler-Witz." Manasse ließ den Alten bei seinem Glauben, und verdarb ihm die selbstgefällige Freude nicht. Er sagte ihm nicht, daß, was diesen unglaublichen wunderbaren Sieg herbeigeführt hat, etwas Unerwägbares gewesen sei, ein Schatten ein Gedanke, der Ton einer in einem Herzen erzitternden Saite, die geheimnißvolle Wechselwirkung, in der zarte Seelen aus weiter Ferne mit einander stehen. Er sagte ihm nicht, daß der Löwenantheil des Triumphes diesen Frauen gebühre.

Auch diesen verschwieg er, was ihm passirt war. Nur Anna mußte etwas davon erfahren, da er ihr den zurückgebrachten Ring übergab.

Das Mädchen ergriff hastig seine Hand, als sie den Ring erblickte.

„Er war Diurbanu?"

„Ja er war es."

„Hast Du ihn getödtet?"

„Er war in meiner Hand. Aber ich hielt, was ich

Dir gelobt und ließ ihn fliehen. Bis wir einmal die nöthige Ruhe haben, werde ich Dir Alles sagen, was heute geschehen ist."

Hiermit trocknete er seiner Schwester die Thränen ab, und führte sie mit ihrem zurückerhaltenen Ring in ihr Zimmer. Möge sie da allein den Ring ausfragen.

Ueber das, was mit ihm selbst vorgefallen war, schwieg Manasse, wie eine Statue. Doch um so geschwätziger war der Musikant. Dieser wartete nicht, bis die nöthige Ruhe dazu da sein werde, und seinen Löwenantheil an dem Siege überließ er keinem Andern. Noch in derselben Nacht erzählte er Alles dem Volk, zuerst beim Dankgottesdienst in der Kirche und später bei der Unterhaltung im Saal der Mädchenschule. Nur erlaubte er sich dabei, das wirklich Geschehene mit den exorbitantesten Lügen zu vermengen. Er erzählte die Katastrophe des Heldengedichtes, wohl zehn Mal, und jedes Mal anders. Seine Zuhörer glaubten ihm alle zehn Versionen. In allen war Manasse ein Mythenheld, ein Simson, ein Herkules, ein heiliger Ladislaus, der allein gegen eine ganze Armee kämpfte, eiserne Thüren zerbrach, schwere Balken als Streitkolben schwang, und ganze Reihen des feindlichen Heeres vernichtete. Zuletzt nahm er den Anführer, Diurbanu, gefangen, zerschmetterte ihm Hände und Füße, und band ihn so an ein wildes Pferd, damit es ihn als Boten seiner Niederlage nach Hause bringe.

Wer zu zweifeln Miene machte, dem zeigte er die mitgebrachten Trophäen, die Pistolen, den Handschar und als nachdrücklichsten Beweis den Säbel Diurbanus mit der silbernen Scheide. Dagegen ließ sich nun nicht mehr streiten.

Der Zigeuner wurde mit Speise und Trank bewirthet,

und mußte oben an sitzen. Man ehrte ihn und zeichnete ihn aus, und Alles hörte ihn mit der größten Andacht, wenn er erzählte.

Aber in einem Punkte war er in Verlegenheit. Was sollte er mit der Frau machen, die bei der Katastrophe eine große Rolle spielte? Er konnte doch das Erscheinen Zenobias aus seiner Erzählung nicht weglassen. Sie wollte ihm in keiner Weise in seine Composition passen. Aber endlich kam er doch darauf, wie er sie schicklich anbringen könne. — „Während also Manasse, seine Feinde zu Tausenden schlug, erschien das Heldenmädchen von Peana. Doch als sie den schönen stattlichen Helden erblickte, war es mit ihrer Tapferkeit zu Ende; sie warf ihre Waffen fort (hier sind sie zum Zeichen, daß ich die Wahrheit sage) ergab sich, und da umhalsete Manasse das schöne Weib, und küßte sie herzhaft."

„Das lügst Du, Zigeuner!" brüllten die Zuhörer, faßten ihn am Kragen und warfen ihn hinaus. Und so war es wegen des einzigen wahren Wortes, das er zu seinem Unglücke vorbrachte, mit seinem Ansehen auf einmal zu Ende.

* * *

Heute noch sieht man auf dem Gipfel des Szeklersteines die in den Felsen gebohrten Kanonen, mit welchen Aaron die große Schlacht gewonnen hat, und die man heute noch bei großen Festlichkeiten abzufeuern pflegt.

Für damals aber war es der letzte Kanonendonner in Siebenbürgen. Und zwei Wochen darauf ruhten dort alle Waffen.

Benjamin Bajdar kam sechs Wochen später von Hermanstadt, wo er bis zu seiner Herstellung geblieben war, nach Wien zurück. Was er von seiner denkwürdigen Expedition mitbrachte, war: Für seine Patrone der Abgang einer schweren Menge Geldes, das nutzlos vergeudet war; für ihn selbst aber ein hinkendes Bein, durch welches er seiner großen Vortheile und Vorzüge als Tänzer für immer beraubt war.

Zwölftes Kapitel.

Der eigentliche Kampf beginnt erst jetzt; denn damit, daß man den Menschen die Waffen aus der Hand gewunden, hat man ihnen noch nicht den Frieden gegeben. Alle ihre Werkzeuge bleiben Waffen in ihren Händen, und jeder Gedanke ist ein Feldzugsplan.

Der schwierigste und unausgesetzteste unter unsern Kämpfen ist der Kampf ums Brod.

Die welche arbeiten, wissen vielleicht selbst nicht, daß sie kämpfen. Sie fühlen es nur, wenn sie verwundet werden, wenn man sie aushungert, oder wenn unter ihren Füßen plötzlich eine Mine springt. Aber die Lenker der friedlichen Arbeit wissen sehr wohl, daß sie Krieg führen.

Eisen wird sowohl im Toroczkoer Thale als auch im westfälischen Gebirge producirt, und die Menschen bereiten das Eisen, um Brod zu haben.

Die in Westfalen arbeiten mit Dampfmaschinen, in ihren Hochöfen erhält ein Dampfblasebalg von hundert Pferde-

kraft das Feuer ununterbrochen während einer zehn-zwanzigjährigen Campagne, und in ihren Hammerwerken dröhnen ebenso unausgesetzt die ungeheuren Dampfhämmer; aus ihren Fabriken gehen die eisernen Brücken hervor, die Säulen und Bogen der Kristallpaläste, die Panzer der Kriegsschiffe, die Bestandtheile der Dampfmaschinen und so viele Wunderwerke der Industrie unserer Zeit.

Die Toroczkoer aber arbeiten mit ihren Händen, nach der alten Methode, die sie von den ersten Würzburger Ansiedlern gelernt haben; sie schleppen das Rohmineral noch heute auf ihrem Rücken herauf, aus den Gott versuchenden Schachten über wackelige Leitern emporkletternd; heute noch treibt der Bach die von ihnen erfundene mühlenartige Maschinerie, die den Blasebalg in Bewegung erhält; und das reine Metall, das sie erzielen, nennen sie „Eisenbrod.“

Ein hartes Brod! Und da ein Bergwerk selten Einem Menschen allein gehört, so zertheilen sie das „Brod“ warm, wie es aus dem Ofen kommt, — mit Menschenkraft. Zwei machen sich mit Aexten daran, und schlagen so lange darauf los, bis sie es entzwei hauen.

Aus solchem Eisen bereiten sie dann Grabscheite, Pflugscharen, Sensen, Radreifen. Lauter Gegenstände, die zum Bedarf der ländlichen Bevölkerung gehören, und sehr geschätzt sind, da das Toroczkoer, bei Holzkohle geschmolzene von Menschenhänden geschmiedete Eisen das beste von der Welt ist.

In diesem Jahre waren in den Toroczkoer Gewerken trotz der kriegerischen Zeit zwölftausend solche „Brode“ erzeugt worden. Jedes „Brod“ wiegt einen Zentner und der Centner Eisen galt achtzehn Gulden. Das war für die

Toroczkoer ein reiches Einkommen, und sie lebten gut davon. Sie haben auch schönes weißes Brod, wie man es im „Vaterunser“ nicht besser verlangen kann.

Das Brod der Westfälischen Bergleute hingegen ist trocken und schwarz. Und nicht nur schwarz, sondern zuweilen auch blau. In jedem feuchten Jahre wächst unter dem Getreide der Gegend das „Mutterkorn“, und davon wird das Brod blau. Doch man muß es essen, denn Gott hat es so gegeben. Von diesem Brod aber bekommen Viele eine Krankheit, die man bei uns gar nicht kennt, ein mit Krämpfen verbundenes qualvolles Leiden. — Man schaudert im Voraus, wenn man dies Brod zum Mund führt; man weiß, daß man Gift ißt.

Nun aber möchte der westfälische Arbeiter lieber das weiße Brod essen, welches die Toroczkoer genießen, und möchte diesen das dunkelblaue Gebäck geben, von dem er die „Kriebelkrankheit“ bekommt.

Das ist der Krieg ums Brod.

Allein die Anführer, denen die Vertheidigung anvertraut ist, sagen: „Hoho, hieher bringst Du Dein blaues Brod nicht!“ Und sie führen gegen die Angreifer einen starken Schutzwall in Gestalt des Grenzzolles auf, der das ausländische Eisen prohibirt.

Wenn nun einmal irgend ein Staatsweiser den Schutzwall mit einem Federzug niederreißt, so ziehen die vom Mutterkorn blauen westfälischen Brode gewiß gegen Toroczko zu Felde, und die lassen sich von Aarons Kanonen nicht zurückschrecken.

Manasse sah diese schlimme Situation im Vorhinein klar.

Die Eisenindustrie ist die Grundlage der paradiesischen Zufriedenheit dieses kleinen glücklichen Thales. Diese Industrie ist aber da in einem so primitiven Zustande, daß sie unter dem Ansturm der freien Konkurrenz zusammenbrechen muß.

Die Alten spornte er vergebens an; diese lassen nicht von ihrer althergebrachten Gewohnheit, nach der ihrer zehn oder zwölf sich zusammen stellen, um ein Bergwerk so zu bebauen, wie sie es von ihren Vätern gesehen haben, und sich in den Ertrag zu theilen.

Als der Krieg zu Ende war, legte die Toroczkoer Jugend, die in der Honvedarmee gedient hatte, die Waffen nieder, und ging nach Hause, um wieder in den Eisengewerken zu arbeiten. Sie konnte ihre Arbeit in aller Seelenruhe dort wieder aufnehmen, wo sie dieselbe verlassen hatte, denn die Bergleute waren vom Militärdienst stets befreit gewesen, und die Toroczkoer glaubten, daß es auch fernerhin so sein werde.

Aus diesen jungen Leuten also bildete Manasse eine Arbeitergruppe, mit welcher er der Eisenindustrie seines Geburtsortes einen neuen Aufschwung geben wollte. Er strebte darnach Arbeiter herzubilden, welche das gesteckte Ziel wohl aufzufassen vermögen. Die aus dem Felddienst zurückgekehrten jungen Männer waren hiezu beide am geeignetsten. Sie hatten einige militärische Disciplin mitgebracht, die dem Arbeiter gerade nichts schadet. Sie waren an Zusammenhalten und an zweckmäßige Vertheilung der Arbeit gewöhnt. Manasse schickte Mehrere von ihnen nach Deutschland, damit sie sich in dortigen Eisengewerken ausbilden. Auf diese Art

wollte er in seinem Geburtsorte eine Eisenindustrie vom größeren Zuschnitt einbürgern, die mit Benützung neuerer Erfindungen im Stande wäre, den Kampf mit der auswärtigen Konkurrenz aufzunehmen.

Und der ohne alle Ueberstürzung mit praktischer Vorsicht in Angriff genommene Plan entwickelte sich vortrefflich. Die jungen Männer arbeiteten mit Lust. Sie fühlten, daß ihr Arbeitgeber seine Sache wohl verstehe und das Ziel genau kenne, welches er erreichen will. Manasse legte überall selbst Hand an. Niemand hätte in dem eifrigen Fabriksarbeiter den einstigen Hofrath, den Mann der diplomatischen Laufbahn erkannt, aber auch den einstigen Maler hätte Niemand in ihm vermuthet.

Ein großes Glück war es für Manasse, daß er einen wichtigen Theil seines schwierigen Unternehmens einem „Kompagnon" anvertrauen konnte, dessen Gewissenhaftigkeit über jeden Zweifel erhaben war, und gegen dessen Art die Rechnungen zu führen, keinerlei Einwendung zu machen war; der die Buchführung bis auf die geringsten Details kannte und über den Stand des ganzen Geschäfts jeden Tag genau Rechenschaft zu geben wußte. Eine solche Kraft ist für ein Industrieunternehmen ein wahres Kleinod.

Aber auch in diesem mit den Ziffern sich abgebenden Kompagnon würde schwerlich Jemand die einstige Fürstin Cagliari, die Komtesse Blanca von Zborov vermuthen, der man im Kloster gelehrt hatte, daß es für sie eine Erniedrigung wäre, wenn sie sich auch nur das Schuhband eigenhändig knüpfte. — Sie war nur der überwachende Geist

des Unternehmens, in welchem ihr und ihres Mannes ganzes Vermögen placirt war.

Und sie hatte auch noch etwas Anderes zu thun, denn im dritten Jahre ihrer Ehe war das Haus Adorjan schon um einen Bela und eine Ilonka bereichert. Ersterer war Manasse's, letztere Blanca's Ebenbild. Aber die Sorge um die Kleinen hatte Anna vollständig auf sich genommen.

Anna widmete sich den beiden Kindern ganz und gar. Sie pflegte sie, nähte, stickte, strickte für sie, spielte mit dem Größeren, führte die Kleinere in einem Wägelchen spazieren, lehrte beide die ersten Worte lallen und putzte sie aufs Zierlichste auf. Die Mutter kümmerte sich gar nicht darum, woher alle diese Schuhe, Strümpfe, Häubchen, Mützchen, Röckchen kamen. Diese waren sämmtlich Anna's Werke, die ausschließlich den beiden Kindern lebte.

So konnte sich denn Blanca mit aller Ruhe der Geschäftsführung widmen, niemals wurde sie in ihren Rechnungen durch die Sorge gestört, daß den Kindern irgend ein Unfall zustoßen könnte.

Und so that hier Jeder etwas, was nicht sein Beruf war. Manasse, den seine Geistesfähigkeiten zum Staatsmann, Talent und Neigung zum Künstler qualificirten, fabricirte Pflugscharen, — Blanca, die ihr Herz zu ihren Kleinen zog, führte Rechnungen, und Anna, die Jungfrau, vollzog die Aufgabe der Mutter.

Und es gehört stets zu den größten Wundern des Menschengeistes, wenn Jemand ein Werk gut verrichtet, das mit seinem eigentlichen Beruf im Widerspruch steht.

Das Aufblühen der neuen Gewerkschaft war der Zweck, nach dem Alle trachteten.

Und als dann Alles wirklich gut ging, da kam eines Tages von der Statthalterei der peremptorische Befehl, daß sämmtliche jungen Männer bis zu einer bestimmten Altersklasse, die noch nicht bei der Assentirung gewesen sind, sich binnen drei Tagen in Karlsburg zu stellen haben, widrigenfalls sie als Militär-Flüchtlinge betrachtet würden.

Drei Viertel von Manasses Arbeitern gehörten in die Kategorie des Befehls, gingen nach Karlsburg, wurden sämmtlich als tauglich befunden und assentirt, und zwar, weil sie unterlassen hatten, sich freiwillig zu stellen, nicht auf drei, sondern sechs Präsenzjahre.

Dreizehntes Kapitel.

Dies war für Manasses Unternehmen ein harter Schlag. Er entschloß sich nach Wien zu gehen, und wegen der Entlassung seiner Arbeiter vom Militärdienst ein Gesuch einzureichen, das er mit von mehreren Königen bestätigten Begünstigungen unterstützen konnte, falls seine Berufung auf die modernen national-öconomischen Grundsätze nicht genügen werde, nach welchen den Bergleuten gestattet wird, ihrer Wehrpflicht in den Bergwerken zu genügen.

Er war ja in Wien so gut bekannt, wie zu Hause. Er hatte in den höheren Amtskreisen viel Bekannte, gute Freunde, Gönner, die ihm leicht helfen können.

Nur daß er da jetzt eine völlig neue Welt fand.

Jedermann, den sein Schicksal einmal genöthigt hat den Minotaurus zu suchen, weiß, daß die Büreaukratie ein weit verwickelteres Labyrinth ist, als das, welches Dädälus erbaut hat; doch Manasse glaubte, daß er sich darin schon gut auskenne. — Er täuschte sich sehr. Er hatte sich allerdings im Labyrinth der frühern Büraukratie ausgekannt; seitdem war aber ein neues entstanden, und in diesem war er, der frühere Hofkanzleibeamte so unbeholfen, wie jener Bauer in der Anekdote, der zu dem ihn scheltenden Pagagei sagte: „Ich bitte um Entschuldigung gnädiger Herr, daß ich Sie nicht gegrüßt habe; ich habe geglaubt, Sie seien ein Vogel.“ — Bei manchem seltsamen Vogel, der ihn da barsch anfuhr, kam er zu seiner großen Verwunderung darauf, das es ein gnädiger Herr sei. — Von den früheren Bekannten fand er Niemanden an seiner Stelle, waren ja auch die Stellen selbst nicht die alten, und es kostete ihn große Mühe, bis er das Vorzimmer des betreffenden großen Herrn fand, dem er seine Angelegenheit vorzutragen hatte. Dann aber mußte er wieder auf den Tag warten, an welchem dieser die Gesuchssteller empfing.

An diesem Tage ist das Vorzimmer gedrängt voll von Menschen, die ihre Angelegenheit auch mündlich vorbringen wollen. Es ist seltsam, daß Jedermann in seine deklamatorische Fähigkeit so viel Vertrauen setzt.

Manasse mußte lange in den Vorzimmern warten. Es waren sehr Viele früher vorgemerkt, die alle vor ihm aufgerufen wurden.

Seit er in Wien angekommen war, hatte er kein einziges bekanntes Gesicht gesehen. Die frühern Patrone sind

alle zu Hause auf ihren Gütern und betreiben die Landwirthschaft. Die jetzigen sind lauter neue Menschen. Selbst in der Benennung der Aemter kennt er sich nicht mehr aus, so viele Neuerungen sind da eingeführt.

Es giebt Wünsche, an die man nur zu denken braucht, damit sie sogleich in Erfüllung gehen. Und kaum dachte er bei sich, das gute Geschick möge ihm einen alten Bekannten zuführen, als die Thüre aufging und Fürst Cagliari eintrat.

Manasse hatte sich zwar kein so großes Glück gewünscht, und hätte sich mit etwas Geringerem begnügt, doch der Zufall war nun einmal heute in freigebiger Laune und führte ihm seinen allerbesten Freund zu. Se. Durchlaucht versicherte ihn selbst, daß er ihm ein solcher Freund sei, denn sobald dieser Manasse unter der Menge der Bittsteller erblickt hatte, eilte er mit strahlendem Gesicht auf ihn zu, erfaßte die Hand des jungen Mannes mit seinen beiden Händen, schüttelte sie aufs Cordialste, und sagte zu ihm:

„O, mein lieber Freund, wie freue ich mich, Sie hier zu sehen! Auf Ehre, ich freue mich von ganzem Herzen.“

Und er bekräftigte jede weitere Versicherung seiner Freude mit einem warmen Händedruck. Manasse ließ es ruhig geschehen.

„Wie geht es Ihnen zu Hause? Sind Sie glücklich? Das freut mich von ganzem Herzen. Der Himmel segne Sie!“

Der Fürst sprach im Vorsaale der Excellenz so laut, wie es sich nur privilegirte Menschen erlauben dürfen.

„Was führt Sie hierher? Eine Rekrutirungsangelegenheit? Wollen Sie irgend Jemanden vom Militairdienst

befreien? (flüsternd damit die im Vorsaal Anwesenden es nicht hören.) Es kostet mich nur zwei Worte. — (Laut, damit Jedermann es höre.) Es wird schwer gehen! Die Verwicklungen des Orientkrieges nehmen alle Kraftentwickelung in Anspruch. (Mit einem heimlichen Händedruck.) Seien Sie ruhig. Ich werde sogleich mit dem General sprechen."

Und ohne zu fragen, ob Jemand beim General drin sei, ging er unangemeldet zu diesem hinein. Der drin war, mußte sich nun schleunigst entfernen.

Manasse hatte an dieser Protektion keine Freude. Er wollte dem Fürsten in keiner Weise obligirt sein.

Allein er war genöthigt, dieses Geschenk des Schicksals anzunehmen, denn nach kurzer Zeit kam der Fürst zurück, und führte Manasse, ihn am Arm nehmend, und alle Schranken der amtlichen Ordnung und Etikette durchbrechend, zur Thüre des Generals. Dies war gewiß eine große Gunst.

Manasse wäre es jetzt zwar nunmehr lieber gewesen, bis zuletzt warten zu müssen, aber er hatte sich das gute Glück gewünscht, und er konnte nun nichts mehr dagegen thun, daß für ihn anstatt eines Ambo ein Terno gezogen worden.

Der General, mit dem er zu thun hatte, war einer zu jener Zeit wegen seiner Schönheit berühmter Mann. Ein wahrer Antinous in Uniform. Und dabei war er lauter Freundlichkeit und Herzlichkeit und voll feiner Manieren.

Er bat Manasse sich zu setzen, gab ihm eine Cigarre und ließ sich von ihm seine Angelegenheit auseinandersetzen, nickte bei jedem seiner Worte zustimmend mit dem Kopfe, schrieb schließlich auf das ihm überreichte Gesuch das viel-

sagende Wort: „praeferentissime“ dreimal unterstrichen, und versicherte dann Manasse, er könne nun ruhig nach Hause reisen; seine Angelegenheit werde bald erledigt sein, und er werde den Bescheid binnen kürzester Zeit im Wege des Militär-Gouvernements bekommen.

Dann begleitete er Manasse, ihn unter dem Arm nehmend, durch den Wartesaal bis zur Thüre des Vorzimmers, und drückte ihm dort die Hand, wobei er ihm mit seinem schönen Gesichte freundlichst zulächelte.

Manasse war peinlich davon berührt, daß er, dies Alles gerade der Protektion des Fürsten Cagliari zu verdanken hatte.

Ist ihm dieser vielleicht deshalb ein so guter Freund, weil Manasse dessen geschiedene Frau zur Gattin genommen hatte?

Sei dem wie immer, er glaubte seine Sache in guten Händen, und eilte von Wien nach Hause.

Die Erledigung ließ in der That nicht auf sich warten. Kaum war Manasse drei Tage zu Hause, als er nach Karlsburg vorgeladen wurde.

Da traf er wieder auf einen Herrn, der an einem guten Scherz Freude hatte, und übrigens ein sehr guter Mensch war.

„Ihr Gesuch ist aus Wien mit einem abschlägigen Bescheid zurückgekommen,“ rief er.

„Unmöglich!“ sprach Manasse verwundert; „man hat mir ja alles Gute versprochen.“

Der scherzhafte Herr lachte. Darauf schlug sich Manasse auf die Stirn.

„O wie sehr bin ich schon verbauert! Ich glaubte noch, die Menschen versprechen einem deshalb etwas, um es auch zu halten! Und was ist der Grund des abschlägigen Bescheides, wenn ich fragen darf?"

„Daß die betreffenden Petenten, als sie 1848 freiwillig die Waffen ergriffen, selbst auf die Begünstigung verzichteten zu Folge welcher sie als Bergleute vom Militärdienste befreit waren."

Ein vollkommene stichhaltige Motivirung. Wenn sie einmal am Gewehre Gefallen fanden, so können sie es ein zweites Mal nicht zurückweisen.

Manasse hatte nur den einen Trost, daß er also dem Fürsten Cagliari dennoch keinen Dank schuldig war. Aber er verdankte ihm dennoch etwas.

Aber nur Geduld! Er wird sogleich erfahren, daß er ihm etwas zu verdanken hat.

„Jetzt möcht ich nur erwirken, daß man meine Arbeiter wenigstens nicht mit doppelter Präsenz-Zeit strafe, da sie es nur im guten Glauben unterlassen haben, sich zu stellen.

„Es wird nicht schaden, wenn Sie sich hierüber mit einem Gesuche nach Wien wenden."

„Ich schreibe das Gesuch, aber ich selbst gehe damit nirgends hin; ich werde es absenden."

Als er sich dann anschickte fortzugehen, rief ihn der freundliche Herr noch auf ein Wort zurück.

„Ich hoffe, daß die Angelegenheit Ihrer eigenen Militärpflicht in Ordnung gebracht ist?"

„Meine Mititärpflicht?" rief Manasse erstaunt.

Es war so unbegreiflich widersinnig, daß man einen

gewesenen Hofrath fragte, ob er seine Dienstzeit in der Armee abgedient habe!

Er brachte indeß den gnädigen Herrn in sich zum Schweigen und gestand es sich, daß er jetzt nur ein Bergmann sei, nichts weiter, daß er 1848 in der That nicht über zwei und zwanzig Jahr alt war, und daß er, als man seine Altersklasse aufrief, nicht daran gedacht habe, daß dies auch ihn etwas angehen könne. — Uebrigens glaubte er doch, daß der Herr mit ihm nur scherze.

„Man kann mir doch nicht zumuthen, daß ich mein Bergmannsprivilegium im Jahre 1848 durch bewaffnete Theilnahme am Revolutionskrieg verwirkt habe."

„Das weiß ich schon nicht," sprach der freundliche Herr achselzuckend, und ging zum Schreibtisch, wo er unter verschiedenen Acten herumstöberte, bis er endlich eine fand, aus welcher er Folgendes ungefähr herauslas:

„Herr Manasse Adorjan hat an der Toroczkoer Szentgyörgyer Schlacht sich thatsächlich betheiligt, und den Kommandanten des Landsturmes, Diurbanu, eigenhändig gefangen genommen, der es nur der Schnelligkeit seines Pferdes verdankte, daß er aus seinen Händen wieder entkam."

„Was sagen Sie dazu?"

Manasse fing nun an zu bemerken, daß er in eine Falle gerathen sei.

„Können Sie vielleicht ein Alibi nachweisen?"

Nichts wäre ihm leichter gewesen, als dies. Er würde zehn Zeugen gefunden haben, die mit gutem Gewissen hätten schwören können, daß Manasse als Gefangener und gebunden in Diurbanus Gewalt gewesen sei.

„Nein!“ sagte er trotzig.

„Dann bitte ich Sie, haben Sie die Güte, diese Ihre eigene Angelegenheit binnen drei Tagen in Ordnung zu bringen, denn sonst setzen Sie sich allen möglichen Unannehmlichkeiten aus.“

Manasse begann jetzt darauf zu kommen, daß er dem Fürsten Cagliari wahrscheinlich doch etwas zu verdanken hatte, und dieser ihm nicht umsonst so innig die Hand gedrückt habe, als sie sich in Wien begegneten. — Als er nach Hause kam, sagte er: „Nun ich habe meine Sache gut erledigt; jetzt nimmt man nicht nur meine Arbeiter zum Militär, sondern auch mich.“

Die Frauen erschraken sehr, Aaron brach aber in ein schallendes Gelächter aus.

„O Du armer Knabe Manasse! Wie ist es möglich, daß man Dich zum Militär nimmt? Eine Deiner Schultern ist ja um sechs Zoll niedriger, als die andere.“

„Wie? Ich wäre verwachsen?“

„Freilich bist Du es! Wie ist denn der Enkel Methusalems lahm geworden? Mit drei Stück Hundertern hat man ihm ein Bein länger gemacht, als das andere. Wir machen es ebenso mit Deiner Schulter, und Du bleibst auf ewig ein Krüppel ex officio. Das ist nicht Sache des Kriegsministers oder der anderen Excellenzherren, sondern des Feldscherers.“

„Nur daß ich nicht zu solchen Mitteln Zuflucht nehmen kann, die für Methusalem gut sind.“

„Was meinst Du?“

„Zu Betrug, zu Bestechung.“

„Was? Wir betrügen ja Niemand, nur die Regierung.“

„Und ist das Niemand?“

„Die darf man betrügen.“

„Das ist nicht meine Moral.“

„Was willst Du nun thun?“

„Wenn man mir befiehlt einzurücken, so gehe ich. Wenn man meine Genossen, die armen Jungen zwingt, den Schlägel mit dem Gewehr zu vertauschen, so werde ich, ihr Führer, nicht zurückbleiben, weil ich Geld habe, um damit zu bestehen, sie aber nicht.

„O!“ rief Blanca, sich an Manasse schmiegend, und war nahe daran, in Weinen auszubrechen.

„Ich kann nicht anders. Betrügen habe ich nie gelernt, und mich auf Bitten zu verlegen, habe ich seit gestern verlernt.“

„Dann nehme ich den kleinen Bela und Ilonka auf den Rücken und gehe mit Dir, wohin man Dich bringt.“

Darüber lachte und weinte sie dann.

Anna nahm das Wort. Sie hatte das richtigste Urtheil in der ganzen Familie. Große Herzenstäuschungen pflegen diese Fähigkeit zu entwickeln in den Frauen.

„Täuschen wir uns nicht! Manasse hat ganz Recht. Was ein Methusalem thun konnte, das taugt nicht für uns. Dessen Enkel hat man durchschlüpfen lassen, wer kümmerte sich um ihn? Aber auf Manasse Adorjan hat Jemand ein Auge. Duckmäuserisches, schlaues Thun kann uns nur Demüthigung einbringen. Manasse Adorjan muß gehen, wohin man ihn ruft. Ein Ausweg, den ein junger Bursche ergreifen kann, taugt nicht für einen Mann. Wo man fragt,

wer ein ganzer Mann sei, dort kann der Sohn des Hesdater Schenkwirthes hinkend davon schleichen, aber Manasse Adorjan muß stramm stehen, und sagen: „Hier bin ich!“ Das ist der gradeste und kürzeste Weg. Es hat sich ihn Jemand auserkoren, um ihn zu verfolgen. Wer dieses sei, ist nicht schwer zu errathen. Der wird ihn nicht in Ruhe lassen. Wenn wir das Uebel mit Schlauheit zu beseitigen suchen, so verschieben wir es nur auf eine spätere Zeit, damit es uns fortwährend bedrohe. Er muß daher auf den Ruf erscheinen, und seine Aufgabe ohne Zögern auf sich nehmen. Binnen Kurzem wird ihn Jedermann in dem Regiment lieben und ehren, in das man ihn einreiht. Seine Kameraden, die mit ihm gehen, werden ihn anbeten. Der Oberst und der Regimentsinhaber werden stolz sein auf das Bataillon, in welchem Manasse und seine Kameraden dienen. Man weiß einen Mann, wie er, bei der Armee zu schätzen. Binnen einem Jahr ist er Offizier, und dann steht es ihm frei zu quittiren.“

Manasse reichte seiner Schwester Anna die Hand.

„Ja, wenn er aber in den Krieg muß?“ sprach Blanca.

„Das brauchst Du nicht zu fürchten. Wenn Oesterreich auch in den gegewärtigen Krieg mit verwickelt werden sollte, so wird man die ungarischen Regimenter nicht hinschicken, die bleiben in der Lombardei, wo tiefer Frieden herrscht.“

„Meinethalben, so gehe ich mit ihm dorthin.“

„Nein, Du bleibst hier bei uns, Blanca. Du und Deine Kinder, Ihr seid hier gut aufgehoben. Du kannst aber auch garnicht fortgehen. Wenn Manasse sich entfernt, so mußt Du die neue Gewerkschaft unter Deine Aufsicht nehmen.

Es handelt sich um das Vermögen Deiner Kinder, besonders jetzt, wo plötzlich eine Krise eingetreten ist. Man muß sofort neue Arbeiter annehmen, Alles von vorn beginnen; wie könntest Du da alles im Stiche lassen? Wir übrigen verstehen die neuen Einrichtungen nicht, Du aber bist eingeweiht, Du mußt da bleiben. Oder, wenn Du gehen willst, so gehe! Aber ich gebe Dir Bela und Ilonka nicht mit. Sie sind mein. Du hast sie mir gegeben."

„Aber mein Gott! Ich soll Manasse ein ganzes Jahr lang nicht sehen! Ich soll einen ganzen Herbst, Winter, Sommer ohne ihn leben, soll nicht das erste Veilchen, das ich auf der Wiese finde, ihm bringen, soll nicht das erste Obst, das auf den Bäumen wächst, mit ihm theilen?

Anna seufzte tief auf; sie preßte beide Hände auf ihren Kopf, und ihre Augen füllten sich mit Thränen.

Diese stumme Geberde sagte: „Wie oft sehe ich schon die Blumen aufgehen, die Blätter fallen? Und ich warte noch immer — hoffnungslos — ohne Klage."

Blanca verstand dies, und beeilte sich, die Thränen von Annas Augen fortzuküssen.

„Schweige nicht, fahre in Deinen klugen Reden fort."

„Manasse verliert uns nicht. Wir schreiben uns täglich, einen Tag Du, den andern ich. Wir legen für ihn auch das erste Veilchen in den Brief, und bald führen wir dem kleinen Bela die Hand, damit auch er daran schreibe."

Dies war eine Ermunterung, die Alle in gute Laune versetzte. Wenn nur die Zeit schon da wäre, wo auch der kleine Bela seinem Vater den ersten Gruß schreiben wird; — Buchstaben, die erst gehen lernen, von denen einige in

ihrer Unbeholfenheit niederfallen, und die hinter ihn kommenden bitten, sie aufzuheben! Schon wegen der Aussicht auf einen solchen Brief ist es der Mühe werth, als Gemeiner nach der Lombardei zu gehen. —

Vierzehntes Kapitel.

Das Verhängniß ließ sich nicht abwenden. Es war etwas Gewöhnliches, es passirte auch vielen Anderen, daß sie Haus und Hof, eine junge Frau und kleine Kinder verlassen und zum Militär abgehen mußten, und wären sie auch noch so große Herren gewesen. Es lebe die Gleichheit. Sollen nun auch sie versuchen, wie das Kommisbrod schmeckt! Sollen auch die vornehmen Damen weinen, nicht immer nur die Bäuerinnen.

Die Toroczkoer Bursche wurden nach der Lombardei gebracht. Jeden Tag ging ein Brief von Toroczko für Manasse ab, worauf er dann jeden Monat antworten mußte.

Im ersten Monat theilte er seiner geliebten Gattin die erfreuliche Nachricht mit, daß er zum Vice-Gefreiten avancirt sei. Im zweiten hatte er es schon zum wirklichen Gefreiten gebracht, im dritten zum Corporal, im vierten sogar zum Feldwebel. Da blieb er dann stehen.

Als sie von einander schieden, vertrösteten sie sich mit einem Jahre, und es wurden — fünf daraus!

Fünfmal blühte das Veilchen, fünfmal pflückte man das reife Obst von den Bäumen, und Blanca hatte ihren Manasse nicht, mit dem sie es theilen könnte.

Der kleine Bela kritzelte schon nicht mehr unbeholfene Buchstaben, sondern schrieb sogar auch schon hübsche Verse zum Geburtstag seines Vaters, und noch immer wanderten die Briefe nach Italien: Jeden Tag. Jeden Tag.

Manasse erhielt während dieser ganzen Zeit nicht ein einziges Mal Urlaub, um zu seiner Familie nach Hause zu reisen. Auch wurde er nicht zum Lieutenant befördert.

Der Kommandant des Regiments schrieb Blanca selbst mehrmals Briefe, in welchen er ihren Mann lobte und ihr mittheilte, daß seine Kameraden ihn vergöttern, seine Vorgesetzten ihn schätzen, daß er das Muster eines Soldaten und von anerkannt wissenschaftlicher Bildung sei, und sie können es doch nicht dahin bringen, daß er Officier werde. Selbst der Kommandant von Verona habe sich für ihn schon ins Mittel gelegt, und auch dieser erzielte keinen Erfolg. Manasse müsse einen einflußreichen Feind haben, der ihn mit großer Ausdauer verfolgt.

Blanca wußte gut, wer dies sei, und riskirte keine vergeblichen Versuche, ihn zu überwinden.

Ihre Familie ließ sie auch nicht fort. Sie gestattete ihr nicht, Toroczko zu verlassen, wenn auch nur zu dem Zweck, um Manasse in Verona zu besuchen. Nicht nur eine instinktive Ahnung, sondern auch vielerlei Erfahrungen widerriethen es den Angehörigen, Blanca aus dem Felsenthal fortzulassen, wo sie allein gegen jegliche Gefahr geschützt war, und wo man ihr nicht nahe kommen konnte, um sie physisch oder moralisch zu verwunden.

Und unter langem unausgesetztem Leiden entwickelt sich in den Frauen der Trotz. Selbst das sanfteste Gemüth wird

unter fortwährendem Druck schroff. Je länger die nothgedrungene Trennung dauerte, um so mehr ertrug Blanca sie mit starkem Herzen.

Und überdies lastete auf ihr die ganze Sorge, die sonst der Mann zu tragen hatte. Das Geschick der Gewerkschaft lag in ihren Händen; sie mußte alle die schwierigen Geschäfte allein verrichten, zu denen so viel Vorsicht, Wachsamkeit, Sachkenntniß und Glück gehören. Und sie entsprach dieser Aufgabe wie ein tüchtiger Mann.

Während dieser fünf Jahre aber hatte sie viel schwere Zeiten zu überstehen. Einmal zerschlug der Hagel ihre Saaten zwei Tage vor der Ernte; sie mußte das Getreide um baares Geld kaufen. Blanca ersetzte den Ausfall durch die in den verflossenen Jahren zurückgelegten Ersparnisse. Die Eisenfabrik blühte.

Aber einmal ereignete sich das Wunder, daß selbst das Eisen, wie vom Hagelschlag getroffen, darniederlag.

Einer der experimentirenden Staatsweisen hatte mit einem Tropfen Dinte einen Sturm erzeugt, der sämmtliche Eisenfabriken zweier Länder niederschlug. Der Staatsmann setzte nämlich mit einem einzigen Federzug den Einfuhrzoll auf ausländisches Eisen herab.

Blanca mußte die Erfahrung machen, daß sie, je mehr Eisen sie producirte, desto größere Verluste hatte.

Da wußte sie sich schon nicht zu helfen. Wußten ja selbst kluge erfahrene Männer kein Schutzmittel.

Auf jenen Federzug des Staatsweisen wurde in vier von den elf Hochöfen Toroczkos das Feuer ausgelöscht und von zwölf Hammerwerken hörten sieben auf zu arbeiten.

Den Bewohnern des schönen kleinen paradiesischen Thales war der Boden unter den Füßen fortgezogen.

Was die barbarischen Vorfahren mit großer Mühe begründet, was die Industrie von fünf Jahrhunderten zu einem Musterbild der Kultur gestaltet, das Eden der Arbeiter, — das hatte ein Mensch mit einem einzigen Federzuge zu vernichten vermocht.

Blanca erkannte auch in diesem Federzuge, welcher die Herabsetzung der Zölle bewirkte, die Hand, die ihn geführt. Sie duldete. Sie war überzeugt, daß dies nicht lange so dauern könne. Das allgemeine Wehgeschrei der zusammenstürzenden Industrie wird schon nach oben dringen und der frühere Wohlstand wird wieder zurückkehren. Bis dahin muß man die Gewerkschaft selbst mit Opfern aufrecht erhalten. Blanca verkaufte sogar ihre Familienjuwelen, um die Arbeit, sei es auch mit Verlust, fortsetzen zu können. Und in ihren Briefen an Manasse berührte sie diesen schlimmen Stand der Dinge gar nicht. Sie schrieb ihm, daß Alles gut gehe.

Fünfzehntes Kapitel.

Mitten unter den schwersten Sorgen, die auf Blanca lasteten, sprach einmal ein alter Bekannter bei ihr vor, — Herr Gabriel Zimandy.

Mit dem wackern Herrn war seit acht Jahren keine andere Veränderung vorgegangen, als daß er sehr dick geworden war.

„Ich habe Sie schon tausend Jahre nicht gesehen, Frau Gräfin," sprach der Advokat zu Blanca, „und Sie sehen auch jetzt noch gut aus." Dabei trachtete er, ihr die Hand zu küssen.

Blanca entzog ihm aber ihre Hände.

„Tituliren Sie mich nicht Gräfin, ich bin eine Eisenhändlerin. Auch lasse ich mir nicht die Hand küssen, denn sie ist vom Eisen ganz russig. Mein Mann ist nicht zu Hause."

„Ich weiß es. Ich weiß das sehr gut. Sie sind eine wahrhaft heroische Frau. Nun, es dauert nicht mehr lange."

„Nur noch ein Jahr. Dann ist seine Dienstzeit zu Ende."

„Nicht einmal so lange. Sie werden ihn früher sehen. Sie werden selbst zu ihm reisen."

„Also was befehlen Sie, mein Herr?" sprach Blanca, ihm in die Rede fallend. „Sind Sie zu mir gekommen, um eine Bestellung zu machen?"

„Ha, ha, ha!" lachte der Advokat. „Sie sind wirklich eine praktische Dame? Eine Bestellung? Ja, wahrhaftig eine Bestellung! Und zu einem großen Betrage! Ich bin gekommen, um bei der Frau Gräfin, oder wenn es Ihnen so besser gefällt, bei der Frau Eisenhändlerin eine Bestellung im Betrage von viermalhundertachtzigtausend Gulden zu machen."

Blanca war fast erstaunt. Was wollte er sagen?

„Ja, ja. Ich muß Frau Blanca Adorjan viermalhundertachtzigtausend Gulden au comptant übermitteln."

„Und was soll ich dafür geben?"

„Einen Bogen Papier mit Ihrer Namensunterschrift.“

„Ich verstehe Sie nicht.“

„Ich erkläre es Ihnen sogleich und Sie werden die Sache sehr verständlich finden. Sie, Frau Gräfin (bleiben wir nur bei diesem Titel, denn Ihren Geburtsrang haben Sie nie verloren), haben aufs Neue geheirathet und einen andern Glauben angenommen. So stand die Sache, als wir uns zum letzten Mal sahen. Nachdem damals der Weltlauf wieder in sein regelmäßiges Geleise zurückgekehrt war, beeilten sich Ihre Verwandten wegen Rückerlangung des Erbtheils, das bis dahin Ihnen, Frau Gräfin, zugestanden, einen Prozeß anzustrengen. Sie haben auch die Vorladung erhalten.“

„Ich leistete derselben keine Folge, denn die Kläger waren im Recht.“

„Das Gericht pflegt aber einen nichterscheinenden Beklagten nicht ohne Vertheidiger zu lassen. Ich besaß aber eine alte Vollmacht von Ihnen, und kraft dieser übernahm ich die Vertheidigung.“

„Damit haben Sie sich nur unnütze Mühe und Kosten verursacht.“

„Anfangs allerdings. Bei der ersten Instanz gewannen Ihre Verwandten den Prozeß. Das ist auch nicht zu verwundern. Wir mußten im Ausland prozessiren, in der „Wojwodina,“ wo Ihre Verwandten großen Einfluß besitzen. Aber bei der Appellation waren wir schon zu Hause, in „Oesterreich.“ Hier entschied der Einfluß Ihrer wahren Freunde. Die höhere Instanz wies die Verwandten mit ihrer Klage ab und verurtheilte sie, Ihnen, Frau Gräfin, die seit acht Jahren fälligen Beträge auszuzahlen, und diese

machen zusammen viermalhundertachtzigtausend Gulden. Sie mußten die Summe sogleich bei Gericht deponiren, wo Sie dieselbe gegen Ihre Quittung, oder durch eine Vollmacht, die Sie mir geben, sogleich übernehmen können. Wenn die halbe Million einmal in Ihrer Hand ist, so können Sie das Eisengewerbe einem Zigeuner überlassen, zu Manasse nach der Lombardei reisen, und ein herrliches Leben führen."

Blanca war durch diese Nachricht völlig betäubt.

Viermalhundertachtzigtausend Gulden auf einmal in die Hand zu bekommen! Das war ja im Toroczkoer Thale ein ungeheurer Schatz! Eine Summe, auf die Niemand gerechnet, um welche Niemand gebetet hat, auf einmal vom Himmel wie einen befruchtenden Platzregen niederfallen zu sehen, während die Erde gerade am durstigsten, jede Pflanze dem Verschmachten nahe ist! Auf einmal von allen materiellen Sorgen befreit zu werden, den Gatten reich machen, durch ein märchenhaftes Ungefähr die Zukunft der Kinder sichern zu können! O das ist selbst für ein Märchen aus tausend und eine Nacht übertrieben.

„Aber wie ist denn das möglich?" fragte sie ungläubig. „Das Testament meines Oheims spricht ja sehr deutlich. Ich habe durch meinen Uebertritt alle Anrechte auf das Fideicommiß verloren. Und das kann ich nicht leugnen, denn es ist wahr."

„Es ist allerdings wahr, aber dazu ist ja eben der Advokat da, daß er überall ein Häkchen finde. Das Testament Ihres Oheims, des Bischofs lautet: „Wenn Jemand unter meinen Erben vom römisch-katholischen Glauben zu was immer für

einer anderen christlichen Confession übertritt, so verliert er sein Besitzrecht.“

„Und ich bin aus der römisch-katholischen Kirche ausgetreten.“

„Es haben ja auch die Richter in der Wojwodina die Sache so aufgefaßt; nun das sind freilich primitive Menschen! Sie waren gewiß auch von dem Grafen bestochen. Aber bei der höhern Instanz sitzen gelehrte, einsichtige Männer. Diese haben meiner Vertheidigung Recht gegeben. Ich bewies ihnen, die Testamentsklausel könne auf Ihren Fall nicht angewendet werden, denn diese Klausel lautet: „Wenn Jemand vom katholischen Glauben zu irgend einer andern christlichen Confession übertritt, so soll er sein Besitzrecht verlieren.“ Aber Sie, Frau Gräfin, sind nicht zu einer christlichen, sondern zu einer heidnischen, gottesleugnerischen Confession übergetreten, und von einem solchen Falle spricht das Testament nicht. Der Gerichtshof hat meine Argumentation auch als richtig bestätigt.“

Blanca wurde bei diesen Worten glutroth; sie sprang von ihrem Sitze auf und rief mit vor Aufregung heiserer Stimme:

„Und Sie glauben, es gebe auf der Welt so viele Millionen, für die ich unterschreiben würde, daß die Gemeinde, die mich in ihre Mitte aufgenommen hat, eine gottesleugnerische Secte sei? Ich soll den Menschen, die ihr Brot mit mir getheilt, mich mit ihrem Leben vertheidigt, mich, die von der Welt Verstoßene, unter ihr Dach aufgenommen haben, ich soll ihnen das Schimpfwort ins Gesicht schleudern, daß sie Heiden seien?! Ich soll meinen Mann, meine Verwandten,

und alle beschimpfen, die ich auf Erden liebe und die mich aufrichtig wiederlieben, — soll eine Lüge unterschreiben, mit der alle Grundgesetze dieses Landes in Widerspruch sind, der meine Seele, mein Selbstbewußtsein, meine Ueberzeugung widerspricht! O nein, Sie kennen Blanca von Zborovy schlecht, die, wenn sie auch keine Gräfin mehr, doch noch immer stolz auf ihre Ehre ist! — Geben Sie mir meine Vollmacht zurück! Ich fordere sie! Und ich verbiete Ihnen, mich ferner in meiner Angelegenheit zu vertreten. Geben Sie mir meine Vollmacht wieder!"

Herr Gabriel trat respektvoll den Rückzug an.

„Sie sind zu aufgeregt, Frau Gräfin, und fassen die Sache sehr einseitig, von einem sehr unrichtigen Gesichtspunkt auf. Ich kann die Angelegenheit nicht so leicht aufgeben. Ich werde vorher mit den Verwandten Ihres Mannes sprechen, die Sie zu verletzen fürchten. Ich werde ihnen die Sache vorstellen, wie sie ist. Wir werden dann sehen, ob sie den Fall als so verletzend betrachten, daß es deshalb der Mühe werth wäre, auf ein großes Vermögen zu verzichten. Ich werde früher mit den Brüdern sprechen."

„Thun Sie, was Sie wollen!"

Herr Gabriel berief dann die Familienglieder zusammen und trug ihnen den Verlauf des Prozesses, und wie er die Gegner hinters Licht geführt habe, in sehr scherzhafter Weise vor. Die österreichischen Richter hätten keine Kenntniß davon, daß die Gemeinde der Unitarier in Siebenbürgen eine recipirte christliche Confession sei; sie halten die Unitarier für Heiden. Und dies sei für Blanca ein großer Vortheil! Wenn einer der Zborovy's ein Freimaurer, ein

Nihilist wird, so verliert er sein Erbrecht nicht; nur ein Lutheraner oder Kalviner darf er nicht werden.

Diesen Vortheil wußte Herr Gabriel der Familie Adorjan so amüsant darzustellen, daß es recht zum Lachen war.

Als er dann glaubte, daß er sie vollkommen überzeugt habe, bat er sie mit ihm zur Gräfin zu gehen, und ihr zuzureden, daß sie ihre abweisende Antwort zurücknehme.

Die so Angesprochenen sahen einander an, und schickten dann Anna und Aaron mit dem Auftrag fort, mit Blanca zu sprechen.

Diese gingen zu ihr hinüber.

Sie fanden Blanca in Manasses Arbeitszimmer, von Gesetz- und Religionsbüchern umgeben.

„Liebe Blanca," sprach Aaron zu ihr, „bedenke, daß es sich um ein großes Vermögen handelt, und weise es nicht zurück."

„Ich habe es schon bedacht," erwiderte Blanca ruhig. „Ich bin fertig."

„Was hast Du da geschrieben?"

„Eine Erklärung an den Cassationshof, worin ich die Richter darüber aufkläre, daß wir keine Gottesleugner seien."

Herr Zimandy schlug schaudernd die Hände zusammen. „Aber Frau Gräfin, Sie verlieren eine halbe Million!"

„Und behalte dafür meine Schätze!" sprach Blanca, die beiden Geschwister umarmend.

Aaron sank zu ihren Füßen nieder und begann zu schluchzen wie ein Kind.

„O, behalte uns, behalte uns für Dich und bleibe bei uns! Sei unsere Heilige, zu der wir wallfahren kommen!"

Herr Gabriel sah, daß hier jede Widerrede überflüssig sei. Diese Frau handelt so entschieden, als ob ihr Jemand es zugeflüstert hätte, daß sie mit dem absichtlichen Verlust ihres Prozesses scharf geschliffene Dolche in das Herz des Fürsten Cagliari bohrt, dessen Werk dieses Urtheil war. Er mußte in großer Bitterkeit wieder umkehren. Als er an der Kirche vorüberfuhr, murmelte er bei sich: „Und die ganze Kirche ist nicht fünfzehntausend Gulden werth!"

Blanca aber erging es wirklich so, wie Aaron gesagt hatte. Die Gläubigen kamen zu ihr in Procession, wie zu einer Heiligen. Und die Arbeiter der neuen Gewerkschaft erklärten ihr, sie seien bereit, so lange die schlechten Verhältnisse dauern, sowohl über als auch unter der Erde für zwei Fünftel des bisherigen Arbeitslohnes zu arbeiten.

Und hiermit nahm von dem kleinen glücklichen Thale der fürchterliche Gegner im geheimen Kampf Besitz: Das schlechte, schwarze Brod.

Denn der auf zwei Fünftel herabgesetzte Arbeitslohn, das ist schon — das westphälische Brod.

Sechszehntes Kapitel.

Wie bekannt hat jede räuberische Operation in der Diebssprache ihre eigene Bezeichnung. Dieser Jargon kennt die „Einbrecher," die „Gutenmorgenwünscher", die „Beutelschneider", u. dgl. alle unter einer besonderen Benennung. Wir wollen hier von einer Operation sprechen, die in der

Kunstsprache mit dem Ehrennamen: „Mangeria" bezeichnet wird. Dies bedeutet Bestechung der Beamten bei Lieferungsverträgen. Sie beginnt mit Millionen und geht hinab bis zu einer geschenkten Tabaksdose; — ja auf den Allerletzten kommt schon nichts weiter als ein Bischen geschnittener Tabak.

Denn zu jedem Vertrag gehören drei Menschen: Einer, der ihn abschließt, ein Anderer, der ihn nicht hält, und ein Dritter, der die Einhaltung des Vertrages überwachen sollte, es aber nicht thut.

Außerdem benöthigt man einen auf alle möglichen Schlauheiten bedachten Menschen, der die Gelegenheit ausspürt, wie, wo und wann eine Beute erlegt werden könne.

Schließlich braucht man einen Oberleiter, der dafür sorgt, daß die Leute dem lauernden Jäger ins Garn laufen.

Dem Oberleiter sind dann alle Anderen tributspflichtig. Dieser aber pflegt sehr vorsichtig zu sein, und kommt mit Keinem in unmittelbare Berührung.

Er läßt sich nicht dabei ertappen, daß er gewöhnliche private Interessen verfolge, wenn er seinen großen Einfluß dazu benützt, um die Diplomatie von zwei, drei Ländern mit einander in Conflikt zu bringen. Nein, er verfolgt nur hohe politische Zwecke. Er hält an den alten Traditionen fest. Auch der religiöse Eifer ist ein ehrsamer Deckmantel. Wo er nur immer kann, schürt er die unter der Asche glimmende Gluth. Die Angriffe der öffentlichen Meinung auf ihn rechnet er sich zur Ehre. Die Spekulanten, die Unternehmer, die in den Vorzimmern der hohen Herren herumlungern, bemerkt er gar nicht. Er hat mit ihnen

nichts zu schaffen. Sie grüßen ihn sehr demüthig, er aber erwidert ihren Gruß nicht.

Doch Abends nach dem Theater besucht er die schöne Marquise und bringt dort einige Stunden in vertraulicher Conversation zu. Dann nimmt er Abschied, und so wie seine Kutsche aus dem Thorgewölbe rollt, öffnet sich die Thür der venetianischen Uhr und ein junger Besucher tritt ein. Die schöne Dame nimmt dessen Arm in den ihrigen, läßt ihn neben sich Platz nehmen, sie lachen, treiben Muthwillen, und die schöne Dame sieht sich um, ob auch alle Thüren wohl verschlossen seien, ob man sie nicht belausche, ob der, der eben fortgegangen, nicht etwa wieder zurückkommt, und seinen Platz wieder einnimmt.

Denn wenn Jemand sie belauschen würde, so könnte er vielleicht auf die Idee kommen, daß sie beide jetzt einen Dritten betrügen: den Fürsten Cagliari.

Dem ist aber nicht so. Sie drei zusammen betrügen eine vierte Person: ein Weib, das eine Mauerkrone trägt, und gewöhnlich „Monarchie“ genannt wird.

„Komm her, mein Närrchen, mein kleiner hinkender Teufel. Sage, bist Du mit Deinen Italienern schon in Ordnung?“

„Heute haben sie den Lieferungsvertrag auf vierzig tausend Stück Schlachtvieh bekommen.“

„Dann kommen ja auf jeden Soldaten zwei Centner Rindfleisch.“

„Sie sehen davon nie einen Bissen.“

„Und was geschieht dann?“

„Die Sache ist so schön in Ordnung gebracht, daß zu-

letzt der Staat den Unternehmern eine Entschädigung dafür zahlen wird, daß sie der Armee das Schlachtvieh nicht liefern sollen."

„Eine Entschädigung für's Nichtliefern?"

„Wenigstens zwei Millionen. Das ist noch nicht genug; nach dem Vertrag wird der Staat dem Lieferanten die Häute der vierzigtausend Ochsen nicht zurückgeben, und da er den Ochsen, die er nicht bekommt, keine Haut abziehen kann, so zahlt er dafür auch eine Entschädigung, das ist indeß nur eine Bagatelle! Für Papa Cagliari ist das nicht einmal auf Champagner genug. Das Ganze beträgt höchstens achtzigtausend Gulden."

„Ideale Ochsenhäute! Die Lieferanten sind doch poetische Seelen!"

„Und lassen sich für die Erzeugnisse ihrer Phantasie gut honoriren."

„Das hast Du gut gemacht. Jetzt höre die weiteren Projecte Jupiters. Gieb mir das Portefeuille aus der Lade meines Schreibtisches her."

Bajdar wußte das geheime Fach des Schreibtisches zu öffnen und brachte ein in Maroquin gebundenes Portefeuille.

Die Marquise öffnete es und suchte unter den darin befindlichen Schriften. Das Portefeuille verbreitete einen feinen Geruch und schien einer der Artikel zu sein, die zu jener Zeit aus Japan eingeführt wurden und eben in Mode gekommen waren.

„Hier ist es," sprach sie, eines der Papiere herausnehmend, auf welches Fürst Cagliari eigenhändig einige Aufzeichnungen gemacht hatte. „Da ist zunächst eine Getreide-

lieferung erwähnt, und diese muß der bekommen, dessen Namen Du hier geschrieben siehst. Der Lieferungsbetrag macht eine große Summe aus, wenn auch bei der Getreidelieferung nur wenig Gewinn herauskommt, denn die Getreidepreise sind stark in die Höhe gegangen."

„Laß Dich das nicht kümmern. Der wackere Mann, der diese Lieferung bekommt, wird schon für eine kleine „Aufbesserung" sorgen. Wer bemerkt es, wenn er zum vierten Theil Erde, Spreu, mit unter den Roggen mengt? Und das was Jupiter sagt, macht viertehalbhunderttausend Gulden."

„Die Soldaten müssen also um viertehalbhunderttausend Gulden Erde und Spreu essen, damit Papa Cagliari sich jeden Tag in Champagner baden könne."

„Und was ist das? Es kommt davon höchstens um zwei Gulden Erde auf den Mann. Wer sein Vaterland liebt, der kann sicherlich ein wenig Erde davon vertragen."

Die Marquise lachte laut über ihren Einfall. Benjamin Bajdar aber nagte nur an seinem Schnurrbart. Er hatte eine dunkle Ahnung davon, daß es doch nicht gut sei, mit den Leuten Scherz zu treiben, die ein Bajonnet an der Seite tragen.

„Hat der Alte noch eine Kommission?" fragte Bajdar.

„Eine sehr wichtige. Es ist ihm gelungen durchzusetzen, daß die italienische Armee zum Sommerfeldzug anstatt der Leinwandkittel, Kittel aus Calico bekomme. Davon benöthigt man sechsthalb Millionen. Merke Dir den Namen, der hierher geschrieben ist. Dieser muß die Lieferung bekommen; lies die Bedingungen."

„Das sind sehr herabgedrückte Preise," bemerkte Bajdar.

„Ich sehe nicht, daß der Unternehmer außer dem regelmäßigen Arbeitslohn auch noch einen Gewinn dabei hätte, an dem er Andere betheiligen könnte."

„Darüber will ich Dich aufklären. Der Calico soll dreißig Zoll breit sein, und der Trumm muß zweiunddreißig Fäden enthalten. Der Fabrikant wird jedoch nur dreißig Fäden dazu nehmen, und den Stoff beim Mangeln auf dreißig Zoll ausdehnen. Welchen Soldaten wird es einfallen, die Fäden des Trumms im Stoffe seines Rockes unter der Lupe zu zählen? Und was verliert er mit den fehlenden zwei Fäden? Sein Rock wird dadurch höchstens luftiger. Und diese fehlenden zwei Fäden machen bei der ganzen Lieferung hunderttausend Gulden."

„Auch das ist eine Bagatelle, nicht der Mühe werth, daß man dafür sein Renommé auf's Spiel setze. Außerdem zersplittert sich der Gewinn nach so vielen Seiten hin. Ich möchte etwas Größeres hören."

„Das kommt jetzt. Derselbe Financier übernimmt für die Armee die Zwilch-Lieferung."

„Zwilch!" rief Bajdar ärgerlich aus. „Corpo di bacco, soll ich denn ganz und gar ein Leinwandsensal werden?"

„Bleibe nur ruhig," beschwichtigte ihn die Marquise. „Dort ist der Zwilch nicht die Hauptsache, sondern nur ein Vorwand. In Oesterreich ist kein Zwilch zu bekommen —"

„Das ist nicht wahr. Wir haben soviel Fabriken, daß wir die ganze Erde mit Zwilch umwickeln könnten."

„Es darf aber nicht so sein, wenn ich Dir sage. Zwilch wird nur in England producirt, dort aber kann man nur mit Metallgeld einkaufen. Daher muß derselbe Finan-

cier beauftragt werden, um ungefähr hundert Millionen in Staatsobligationen ausländische Devisen einzukaufen; und bei dieser Operation fallen leicht fünf Procent ab."

Vajdar trat der Angstschweiß aus der Stirn.

„Es ist ja unmöglich, daß nicht Jemand dies bemerkte!"

„Sei Du nur ruhig, mein Hündchen. Wisse, daß es Augengläser giebt, die man Jemandem nur aufzusetzen braucht, damit er nichts sehe."

„Wie aber, wenn sich Jemand findet, der sich ein solches Augenglas nicht auf die Nase setzen läßt?"

„Fürchte Nichts. Ein siegreicher Feldzug verdeckt Alles."

„Und ein verlorener bringt Alles an den Tag . . ."

„Das ist nicht möglich. Der niedergemähte Weizen schweigt! A propos! ist auch „Our common friend" nicht unter dem Weizen, der niedergemäht werden soll?"

„Er ist immer dort. Wir behalten ihn im Auge."

„Ist er noch immer unzugänglich?"

„Er hat einen scharfen Verstand. Es ist ihm nicht beizukommen. Nicht allein ihn, sondern auch das ganze Bataillon, in welchem er dient, können die Emissäre nicht wankend machen; man verspottet sie in der Armee als Puritaner. Sie halten zusammen. Sie antworten den Provocateurs, daß sie auf die Fahne geschworen haben, und daß die Unitarier keinen Eid brechen. Es hat sich keiner unter ihnen gefunden, der desertiren wollte."

„Ich bin neugierig, was der Friedensapostel thun wird, wenn man ihn einmal ins Feuer kommandirt, ob er die Waffe wegwerfen oder kämpfen wird."

„Er wird so wie so sterben!"

„Ich wünschte, daß er verwundet werde. Auf die Nachricht hiervon würde die unerschütterliche Frau aus ihrer Felsenhöhle hervorkommen! Sie würde sich doch wohl beeilen, ihren verwundeten Gatten zu pflegen? Nicht wahr, in den großen Feldlazarethen pflegt gewöhnlich eine Epidemie auszubrechen, welche auch die Krankenpflegerinnen dahinrafft? Und dann untersucht man wohl nicht sehr, woran Jemand gestorben sei?"

„Sie sind sehr ungeduldig, Marquise."

„Und das behagt Dir vielleicht nicht?"

„Sie können es kaum erwarten, daß Fürst Cagliari schon wirklich zum Wittwer werde."

„Dummer Junge! Glaubst Du, daß es sich um meine Haube handle? Dieses Spiel geht um viel Geld."

„Raube ich etwa nicht genug für den Fürsten Cagliari?"

„Mein Lieber! Seitdem Du nicht tanzen kannst, verräthst Du Anwandlungen von Sentimentalität; mir scheint, Du bedauerst Deine Opfer. Bist Du abergläubisch? Das verzeihe ich Dir."

Vajdar zuckte die Achseln.

„Oder bist Du vielleicht eifersüchtig? Das verzeihe ich Dir schon nicht. Was willst Du von mir? Dich kann ich ja doch nicht heirathen! Das wäre für Dich kein Glück. Ich brauche einen Mann, an dem ich meinen unendlichen Trieb zur Undankbarkeit üben könne, — einen Mann der die nicht haßt, die gegen ihn sündigen, die aber, welche mir zuwider sind, vernichtet! bleibe Du nur mein Mitschuldiger, mit dem zusammen ich raube, morde, und — zärtlich flüstere."

Und sie flüsterte ihm so lange zu, bis sie ihn betäubt hatte. — Und dann fragte sie ihn nach den Geheimnissen

aus, die sie noch nicht kannte, und er erklärte ihr alle die geheimen Machinationen, die es möglich machten, daß trotz der Oeffentlichkeit der Offertverhandlungen dennoch nur gewisse, dazu auserkorene Personen die Lieferungen erhielten.

Die schöne Cyrene küßte ihm die Stirn, die das alles ausgesonnen, die Hand, die es vollführte, und dann flüsterten sie wieder leise unverständliche Worte miteinander.

Von der Gasse tönte das Traben einer berittenen Patrouille herauf.

Sie halten einen Augenblick im Flüstern inne und fahren erschrocken auf. Die Patrouille reitet weiter.

Erschrecken Sie nicht, gnädiger Herr! Seien Sie unbesorgt, gnädige Frau! Die Männer dort unten verfolgen nur Gewölbeeinbrecher und deren Freundinnen, die barfüßigen Prinzessinnen. —

Und die Beiden flüsterten noch lange mit einander.

Siebenzehntes Kapitel.

Wir sind bei Solferino!

An dem Tage an welchem in einer der denkwürdigsten Schlachten der Weltgeschichte über das Schicksal zweier Länder und eines Welttheils entschieden wurde, stand das Bataillon, in welchem Manasse diente, vom frühen Morgen bis Nachmittag in der Reserve an einer hochgelegenen Stelle, von welcher aus man einen großen Theil des Schlachtfeldes übersehen konnte.

Manasse war noch immer Feldwebel. Auf sein Gewehr gestützt, sah er dem Drama seit dem Morgen zu.

Zu der blutigen Schachpartie, die hier gespielt wurde, paßte das Schachbrett vollkommen. Eine weit ausgedehnte Ebene, durch Reihen von Obstbäumen, Weinlauben und Berieselungskanälen mit kleinen besäten Ländern in Vierecke abgetheilt; in der Ferne eine romantische Hügelkette mit terrassenförmig aufsteigenden Weingärten; hie und da Olivenhaine; und die ganze Gegend als wäre sie eine in einem Wald zerstreute Stadt, strahlend von den sonnenbeglänzten Gebäuden der Sommerwohnungen, Lusthäuschen, Meiereien.

Und diese paradiesische Gegend hatten sich die beiden riesigen Heere zum Schlachtfeld gewählt. Die schöne Gegend protestirt aber gegen das Werk des Blutvergießens. Sie selbst bekämpft die Kämpfenden.

Die Truppenabtheilungen verirren sich auf den von Obstbaumreihen kreuz und quer durchschnittenen Reisfeldern und stoßen bald auf eine feindliche Abtheilung, bald verlieren sie sich unerwartet dermaßen, daß sie die Berührung mit ihrem Truppenkörper nicht zu finden vermögen, bald wieder stoßen sie aufeinander, sich gegenseitig für Feinde haltend. Wenn sie einen Wassergraben mit Sturm genommen haben, so finden sie gleich wieder einen andern mit seinen Maulbeerhecken vor sich und müssen den Kampf aufs Neue beginnen. Die Cavallerie vermag sich nicht zu entfalten. Die vielen Wassergräben und lebenden Hecken sind ihren Bewegungen hinderlich. Ein ganzes Cavallerieregiment verirrt sich beim Beginn des Kampfes auf dem Schlachtfelde derart, daß es bis zum Abend den Weg zum Kampfplatz nicht zurückfindet.

Galloppins fliegen hin und her, um es aufzusuchen, und vermögen es nicht zu entdecken. Dieses wieder suchte den Feind, und traf ihn nicht. Es hatte das Schachbrett übersprungen. Ein anderes Corps wartet ruhig, während das benachbarte Corps zwei Stunden hindurch mit dem überwiegenden Feinde kämpfte; die Hügel dämpfen den Kanonendonner, so daß er hier schwächer gehört wird. — Der ganze aus kleinen Hügeln zusammengesetzte Gebirgsrücken ist von tiefen Schluchten durchschnitten, die den ausfallenden Abtheilungen als Defilés dienen, und die an den Abhängen der Hügel über einander sich erhebenden Lusthäuser, Preßhäuser, sind ebenso viele Forts, zwischen welchen von der höchsten Höhe des Plateaus von Solferino der Thurm der „Spia d'Italia," der von den Oesterreichern besetzten Veste, weithin sichtbar ist. Die coupirte Beschaffenheit des Terrains macht es dem Commandirenden unmöglich zu erfahren, was auf beiden Flügeln vorgeht, ob die angeordneten Bewegungen vollzogen werden, oder vereitelt seien. Der rechte Flügel dringt vor und gewinnt an Terrain, der linke kämpft resultatlos, das Centrum ringt um den Besitz der Höhen. Eine bis dahin unbekannte Kriegsmaschine der Neuzeit, die gezogene Kanone, legt jetzt die ersten Proben ihrer Wirksamkeit ab, und diese ist niederschmetternd. Die österreichischen Batterien verstummen vor ihr eine nach der andern. In einer Brigade wurden zwei ganze Batterien nach einander, ehe sie einen Schuß abgefeuert hatten, durch die gloriosen gezogenen Kanonen kampfunfähig gemacht. Die wackere, tüchtig geschulte österreichische Artillerie kann sich mit ihren glattläufigen Kanonen den Batterien des Feindes gar nicht nähern. Die Geschosse

der letzteren schmettern die heranrückenden Colonnen aus einer so großen Entfernung nieder, wie sie von der damaligen Strategie gar nicht in Rechnung gezogen war. Die österreichischen Granaten und Congrève'schen Raketen vermögen gegen sie nicht aufzukommen. Die Maschine kämpft gegen die menschliche Tapferkeit, — bis sie wieder durch eine mächtigere Maschine zerschmettert wird.

Manasse konnte den vor ihm sich abspielenden Kampf, die Hände im Schooß, mit ansehen. Dieser Kampf ist nicht so schön, wie die in den Heldengedichten beschriebenen. Längs den Hecken sich vorwärtsbewegende Bajonettreihen, aus dem Grün der Gärten emporsteigender weißer Pulverdampf, Schwärme von Menschen, die an Felsen emporklettern; Gruppen weißer Uniformen, untermengt mit einer Masse ihnen entgegenkommender blauer Uniformen; beide Gruppen sich gegenseitig vor- und rückwärts drängend; und sowie das Orgelspiel des Kanonendonners auf einen Augenblick pausirt, wird das Schlachtgebrüll und Todesgeschrei von Myriaden gehört.

Wenn in diesem schönen großen Garten an einem stillen Nachmittag der Todesschrei eines einzigen mörderisch überfallenen Menschen ertönte, wie würde er das Herz eines Jeden erschüttern, der ihn hörte! — wie würde man ihm zu Hilfe eilen, den Mörder verfolgen, an der Stelle des Unglücks ein Votivdenkmal errichten! Jetzt aber, da die Hingemordeten zu vielen Tausenden im Staube liegen, blickt jedermann kaltblütig in die Landschaft hinaus.

Manasse dachte jetzt nicht einmal an sein eigenes Geschick. Alle seine Gedanken waren mit der Frage beschäftigt, ob dies so sein müsse; ob es ewig so fortgehen müsse, daß Verstand,

Wissenschaft, Tapferkeit, Treue, Vaterlandsliebe, Opferwilligkeit und alle Kräfte, die Herz und Hirn bewegen, und zu schaffen und zu gestalten berufen sind, sich immer wieder dazu vereinigen müssen, um menschenmordende Maschinen gegen einander aufzuhäufen und damit das schönste Gebilde der Gottheit zu vernichten; ob zwei Riesen das Recht haben, Hunderttausende von jenen Zwergen, derer Namen „Mensch" ist, gegen einander zu hetzen und am Abend des Kampftages zu zählen, wer dem andern mehr Menschen getödtet habe. Und wem dies gelungen ist, der soll der Sieger, auf dessen Seite soll der Ruhm, soll das Recht sein?

Und auch er trug jetzt die Waffe, deren Zweck es war, das Herz einer Mutter, die ihr unter Thränen aufgezogenes Kind vergebens erwarten wird, mit unstillbarem Schmerz zu erfüllen, einen greisen Vater, dessen Stütze gefallen, zum Bettler zu machen, einer Braut das Geschick zu bereiten, daß sie sich an die Stelle des Brautkranzes den Wittwenschleier um das Haupt winden muß.

Nördlich vom Fort von Solferino ragt unter den vielen kleinen Hügeln einer hervor, den die Historiographen dieses Feldzuges als Cypressenhügel erwähnen, und der einen Brennpunkt der Schlacht zu bilden schien.

Von dem Plateau, auf welchem das Bataillon Manasses postirt war, konnte man gerade auf jenen Hügel hinschauen, und Manasse sah den Kampf, der dort hin und her wogte. Bald nahmen die Batterien der einen Partei, bald die der andern den Hügel ins Kreuzfeuer und beschossen ihn so lang, bis die Geschütze heiß wurden. Dann ging bald die eine, bald die andere Partei auf denselben im Sturm los; doch

Manasse sah weder die Truppen der einen noch die der andern wieder zurückkehren. Truppen, die den Cypressenhügel genommen hatten, Oesterreicher wie Franzosen, wurden von demselben verschlungen. Wo sind sie hingekommen? Was ist mit ihnen geschehen?

Nachmittags vier Uhr nahm die Verwirrung in großem Maße zu. In den erneuerten Stürmen vermengten sich die Bataillone so sehr untereinander, daß man Aufschläge von allen Farben in einer Gruppe beisammen sehen konnte.

Die Armee war erschöpft vor Müdigkeit und ausgehungert.

Manche Regimenter hatten bereits seit einer Woche keinen Bissen Fleisch gesehen (von den vierzigtausend Ochsen!) und das Brod, das unter sie vertheilt wurde, war schimmelig und unausgebacken, widerlich und ungenießbar.

Es wurde noch eine letzte Kraftanstrengung versucht. Reserven vor! Man lief den Cypressenhügel zum letzten Mal an.

Ein Jägerbataillon, eines der stolzesten der österreichischen Armee, marschirte auf den geheimnißvollen Hügel los. Es nahm ihn nach kurzem Widerstande, und das von der andern Seite des Cypressenhaines herauftönende Gewehrgeknatter bekundete, daß das Bataillon irgend in dem an den Hügel stoßenden Thale den Kampf fortsetzte.

Da erhielt Manasse's Bataillon den Befehl, den Cypressenhügel zu besetzen während die Jäger weiter vordringen.

Die Trommeln wirbelten, das Bataillon trat mit geschultertem Gewehre den Marsch an. Manasse befand sich als Commandant der Abtheilung an der Seite. Er war

ein schöner stattlicher Mann, und die ganze Avantgarde bestand aus seinen Landsleuten. Ernste, ruhige muthige Gesichter. Es war eine Freude sie anzusehen.

Der Kampf hatte sich auf eine Weile vom Cypressenhügel verzogen; Manasse und seine Kameraden konnten denselben ungehindert besetzen.

Jetzt erfuhr er, was dort vorgeht. Der Cypressenhügel ist ein großer Friedhof, der Begräbnißort der ganzen Gegend. Jede Cypresse bedeutet ein Grab. — Aber die Todten unter der Erde liegen nicht so dicht neben einander, wie die über der Erde. Der Cypressenhügel ist ein doppeltes Begräbniß. Siebenerlei Uniformen bedecken den Rasen. Franzosen, Kabylen, Italiener, Ungarn, Deutsche, Polen, Kroaten liegen krampfhaft entstellt übereinander kreuz und quer auf den Grabhügeln ausgestreckt, hier hält ein todter Feind den andern an der Gurgel, dort liegen andere im ewigen Schlaf, den Kopf an einem Cypressenstamm gelehnt, mit dem erstarrten Ausdruck der Qual im Gesicht, mit offenen in die Sonne blickenden Augen, in denen der Glanz des Lebens gebrochen ist, mit zum Aufschrei geöffneten Lippen über die kein Laut mehr kommt. Der letzte Seufzer, den vielleicht Alle in den verschiedensten Sprachen der Welt ausstießen, mag: „O meine Mutter!" gewesen sein. Und jetzt haben Alle eine Mutter, deren Name: „terra" ist. Der Rasen ist von Kanonenkugeln aufgerissen, die bunten Amaranthus sind mit Blut gefärbt, die von den Grabsteinen herabgeschmetterten marmornen Genien liegen unter den übrigen Todten. Dem Crucifix in der Mitte des Friedhofes hat eine Kanonenkugel den Kopf abgerissen. Eine Granate hat

die Gruftthüre zerschmettert, das Grabgewölbe aus einander geworfen und die Gerippe herausgeschleudert, damit sie die neuen Besucher begrüßen.

Die Bahn des Ruhmes ist schön, jede Stufe eine Leiche! Manasse nahm sich in Acht, daß er nicht mit dem Fuß an die in seinem Wege Liegenden stoße.

Als er und seine Kameraden auf den Gipfel des Cypressenhügels gelangten, hatten sie den Blick frei in die Gegend, die jenseits desselben lag. Bis dahin war dieselbe durch die hohen Cypressen verdeckt gewesen.

Jenseits des Hügels liegt eine ausgedehnte Meierei, deren historischer Name „Madonna della Scoperta" ist. Hier fanden sie die Erklärung dessen, warum die Mannschaften, die den Cypressenhügel eingenommen hatten, nicht zurückkehrten. — Die von diesem verdrängten Franzosen zogen sich fortwährend in die Meierei zurück. Diese aber war eine wahre Citadelle. Auf der andern Seite führte eine steile Bergwand zu derselben hinauf, und dort war sie durch eine zwei Klafter hohe Terrassenwand geschützt, in welcher keine Thür, kein Fenster, sondern nur Schießscharten waren.

Vom Süden her konnte man sich derselben über einen Abhang nähern, der mit Weinlauben und Feigenbaumhecken besetzt war.

Das Jägerbataillon, welches früher vorgedrungen war hatte den starken Vertheidigungspunkt von diesem Abhang von Süden her angegriffen. In eine Tirailleurkette aufgelöst, hatte es sich bemüht durch das Labyrinth der Lauben und Gesträuche vorzudringen.

Das Gesträuch bot aber den Vertheidigern mehr Vortheile als den Angreifern. Erstere konnten von einem sichern Versteck aus auf die sich Nähernden schießen. So wurde binnen kurzer Zeit auch dem prächtigen Jägerbataillon das Schicksal der Uebrigen zu Theil. Es kämpfte Mann gegen Mann. Sie hatten schon ihre Patronen verschossen und in wildem Kampfe schleuderten sie die Steine der Terrasse auf den Feind. Endlich wurde das Bataillon nach vergeblicher Anstrengung zurückgedrängt, und floh in aufgelöster Ordnung von der schon eingenommenen Terrasse wieder zurück; die wallenden Federbüsche verschwanden allmälig zwischen den lebenden Hecken des Thales.

Auf dem Cypressenhügel wurde Manasses Kameraden: „Gewehr beim Fuß!“ kommandirt. Sie mußten den Hügel halten.

Manasse lehnte sich mit dem Rücken an einen Cypressenbaum mit geknickter Krone und überblickte die im Nebel des Pulverdampfes schwimmende Landschaft. Jetzt kam ein Befehl vom Oberkommando.

„Das Bataillon, welches den Cypressenhügel besetzt hält, soll die „Madonna della Scoperta“ nehmen! —

Der Bataillonskommandant befiehlt: „Schultert das Gewehr“ und ruft. „Vorwärts, Jungen!“ — Das ganze Bataillon sieht auf Manasse und wenn er den Kopf verneinend schüttelte, so würde die ganze Mannschaft gewiß den Kolben niederschlagen und sich weigern vorwärts zu gehen.

Und der Kommandant ist zwar ein tapferer Soldat, aber er wird deshalb doch wissen, daß was Anderen un-

möglich war, auch ihm nicht möglich sei; geschieht es doch oft, daß in den Tod kommandirte Truppen anstatt vorwärts zu gehen, sich auf die Erde setzen.

Manasse blickte zu dem mit dichtem Nebel verdeckten Himmel empor, und seufzte tief. Jetzt ist also die Stunde da, in der er sich vor dem eisernen Willen des Schicksals beugen muß. Er, der Friedensapostel, muß sich in das Werk des Blutvergießens stürzen.

„Dein Wille geschehe!"

Hiermit nahm er das Gewehr in die Balance, trat aus dem Glied, und rief seinen Kameraden zu: „Vorwärts, Brüder!"

Und das Gewehr in die Balance nehmend, folgten ihm Alle nach. Sie begannen zu singen: „Eine feste Burg ist unser Gott!" und fingen so an zu stürmen.

Aber sie nahmen nicht den Weg, den die Truppen vor ihnen gegangen waren, den möglichen, sondern stürmten den unmöglichen hinan. Sie gingen gradenwegs über den steilen Abhang auf die Terrassenwand der „Madonna della Scoperta" los, über einen Weg, auf welchen die Stürmer kein Baum, kein Strauch schützte.

So drangen sie vorwärts und feuerten unterdessen keinen einzigen Schuß ab, während sie von den Wällen her ein mörderisches Feuer empfing. Viele von den treuen Jungens beendeten den Gesang nicht. Ihre Kameraden schritten über deren Leichname hinweg und sangen weiter: „Der uns gegen die Versuchung schützt."

Schnell, wie der Gedanke, erreichten sie die Terrassenwand und ließen sich von dieser nicht aufhalten. Sie stießen

die Bajonnette in die Wand, unterstützten einer den andern und kletterten hinauf. Als sie die letzte Zeile des Psalmes sangen, waren sie bereits oben auf der Wand. Manasse war der Erste auf der Wand oben. Und während des ganzen Sturmes hatten sie keinen einzigen Schuß abgefeuert.

Die „Madonna della Scoperta“, um welche den ganzen Tag gekämpft worden, war genommen.

Der Bataillonskommandant war außer sich vor Freude. Er umarmte und küßte Manasse.

„Sie werden morgen Offizier sein, mit einem Tapferkeitszeichen an der Brust!“

Manasse lächelte traurig. Er glaubte besser zu wissen, was er morgen sein werde.

Aber der Feind gab seine Sache nicht auf. Von allen Seiten rückten französische Truppen heran, um die Meierei wieder zu nehmen. Auf den gedeckten Wegen der Höhen erscholl das Geschmetter ihrer zum Angriff blasenden Trompeten. Die Tambours wirbelten zum Sturm. Die Kaisergarde erschien selbst auf dem Kampfplatz.

„Sie mögen kommen!“ sprach der Kommandant. „Hier können wir es selbst mit einer zehnfachen Uebermacht aufnehmen. Wir schlagen sie zurück, ehe noch unsere eigenen Truppen zu uns stoßen. Feuert Jungen!“

Jetzt winkte Manasse, indem er leise den Kopf schüttelte verneinend, worauf die ganze Mannschaft das Gewehr bei Fuß nahm.

„Was ist das?“ sprach der Kommandant erstaunt.

Manasse erhob die Faust mit dem ausgestreckten Daumen zum Himmel und sagte: „Gott ist einzig!"

Seine Kameraden thaten alle dasselbe, und riefen ebenfalls: „Gott ist einzig!"

„Aber was bedeutet das?"

„Gott, der den Menschenmord verboten hat!"

„Aber Ihr seid ja Soldaten, und steht auf dem Schlachtfelde!"

„Wir thun unsere Pflicht, wir gehen, wohin man uns schickt, wir können sterben, doch Menschen tödten, das können wir nicht."

„Aber dann tödtet ja der Feind Euch."

„Das kann er thun."

Der Kommandant drohte, weinte, bat, Alles vergebens. Sie antworteten ihm stets: „Gott ist einzig." Man könne ihnen befehlen zu schießen, aber das würde nur Pulververschwendung sein, denn sie schießen in die Luft.

Und keiner von ihnen feuerte auf den herannahenden Feind einen Schuß ab.

Die unerklärliche Stille verblüffte den Feind. Dieser vermuthete eine Falle, und unterdessen bemühte er sich die Meierei zu umzingeln. Die Kaisergarde besetzt den Cypressenhügel und zog Kanonen auf, aber wunderbarer Weise begann sie mit denselben nicht die ‚Madonna della Scoperta", sondern die „Spia d'Italia" zu beschießen. Die Granaten schlugen aus einer Entfernung von dreitausend Schritt in die Mauern der Citadelle.

Von der entgegengesetzten Seite näherten sich frische österreichische Truppen im Sturmschritt der bedrohten Meierei.

Ein letzter erbitterter Kampf sollte um die Gruppe von Gebäuden entstehen, die eine Mannschaft besetzt hielt, welche keine Menschen tödten will.

Dann müssen sie also Alle sterben! — entweder von Feindes- oder Freundeshand.

Auch dazu sind sie bereit.

Und schon stand eine dem katalaunischen Massenmorde ähnliche Katastrophe nahe bevor, als eine dritte Macht sich in den Kampf mengte, eine Macht, die bis dahin geschwiegen hatte. —

Von der Seite der Alpen her wälzte sich ein fürchterlicher Sturm herab, warf sich zwischen die beiden kämpfenden Parteien, wühlte den blutigen Sand vom Kampfplatze auf, und schleuderte ihn den Kämpfenden ins Gesicht; — riß ihnen die Fahnen aus den Händen, umgab sie, Staubwolken aufwirbelnd, mit Nacht, so daß sie einander nicht sehen konnten, schlug mit seinen Blitzgeißeln nach rechts wie nach links; übertäubte den Kanonendonner mit seinem Donner, verwandelte die Bäche zwischen den streitenden Parteien in Ströme, wischte den von Menschenhand entworfenen Schlachtplan weg, und heulte beiden Parteien ins Ohr: „Es sei zu Ende!" Keine Partei konnte sich Sieger nennen, die dritte Macht behauptete das Schlachtfeld. . .

Von Kampf konnte keine Rede sein, Alle dachten nur daran, sich zu retten. Einzelne vorgeschobene Truppen mußten mitten unter Sturm, Ungewitter, Staubwolken, auf gut Glück versuchen den Anschluß an ihr sich zurückziehendes Heer zu gewinnen. Der Platzregen strömte, und beim Leuchten der Blitze erschien die Landschaft mit den nach allen Richtungen

eilenden Menschengruppen, wie ein wogendes Meer; und als der Blitz ruhte, zuckte an einem Rande des Schlachtfeldes hie und da gluthrother Schein auf. Dort setzten zwei Armeen im Dunkel der Nacht, unter strömendem Regen den Kampf des Menschenzornes fort, ohne sich um den Zorn Gottes zu kümmern, und jenseits der Hügel warf eine brennende Stadt ihren Feuerschein auf den unruhigen Himmel. Trommelwirbel, Trompetengeschmetter, das Geheul der Truppen mengte sich unter den Donner.

Auch Manasses Bataillon mußte sich flüchten. Die Nacht war finster, die Wege schlangen sich labyrintisch in einander, und die Fliehenden konnten sich nur nach der Richtung des Windes darüber orientiren, wo für sie vorwärts oder rückwärts sei. Einmal änderte der Sturm seine Richtung, und ermüdet, durchnäßt, vom Hunger gepeinigt, gelangte das Bataillon an eine Stelle, wo einige gegen den Sturm geschützte Wachtfeuer brannten; es glaubte, es sei nach Hause gekommen. Dies war aber ein feindliches Lager.

Achtzehntes Kapitel.

Manasse und seine Kameraden wurden als Kriegsgefangene nach Brescia gebracht. Was dort mit ihnen geschah, ist allgemein bekannt.

Adorjan war eines Morgens mit folgenden Geschenken überrascht. Er bekam eine kaffeebraune Uniform mit rother Verschnürung und goldbordirtem Kragen, einen Säbel mit goldenem Portepée, und ein amtliches Schreiben, das seine

Ernennung zum Major des mit ihm gefangen genommenen Bataillons enthielt.

Beim Anblick dieser Gegenstände überrieselte ihn eine ungewohnte Wärme.

Jetzt hat er also Gelegenheit sich für so viele Leiden an dem Urheber derselben zu rächen, — sich mit dem Degen in der Faust in das confiscirte Vaterland Bahn zu brechen, die Heimat und den Familienherd zurückzuerobern! Jene aus ihren glänzenden Palästen zu verjagen, die ihm das Glück in seiner Hütte mißgönnt und ihn von seiner Familie losgerissen hatten.

Dazu noch das lockende Bild des Ruhmes, dieser Fee mit dem von Blut gerötheten Antlitz, deren Kuß brennt wie Feuer! Schon bisher war Manasse allgemein der Held von „Madonna della Scoperta" genannt worden. Sein Muth, seine Ruhe, seine rasche Entschließung sind lauter glänzende militärische Eigenschaften. Die Geschichte wird seinen Namen aufzeichnen! Den Namen dessen, der die Pflugschar verbessert hat, wischt der nächste Tag weg; aber dessen Namen, der die Klinge seines Schwertes im Kampfe schartig gehauen, bleibt mit ewig flammenden Lettern angeschrieben! Seine Thaten werden von Dichtern besungen!

O, wie erwärmt der Ruhm, diese Erdensonne! Das wissen Alle, die sie aufgehen und untergehen, sie im Zenith, und im Nadir gesehen haben!

Welche Folterqual ist es, darauf zu verzichten!

Aber kann ein solcher Moment ein ganzes Weltsystem aus den Angeln heben? Kann er bewirken, daß der Mann, der sich zwischen die streitenden Parteien gestürzt hat, um

sie zu versöhnen, sie von einander zu trennen, sich jetzt in die erste Reihe der einen Schaar stelle, und die Losung zum Kampfe ausrufe? Der mitten in der Hitze den einzigen Gott anrief, und an dessen Gebot erinnerte, Du sollst nicht tödten, — er soll jetzt den Gott der Rache anrufen, der geboten hat: „Du sollst das Volk Midians ausrotten, und selbst sein Zugvieh und seinen Haushund nicht schonen?“ Soll an einem Ende seines unglücklichen Vaterlandes bis zum andern die Flamme der Rache aufs Neue emporlodern? Soll das Pulver Gesetz, die Waffe Richter, die Schlacht das Gericht Gottes sein? Sollen wieder die Bürger sich gegenseitig ausrotten, soll eine Stadt die andere, ein Volksstamm den andern mit Feuer und Schwert überziehen? Soll nicht eine einzige Generation aufwachsen können, ohne das Blut der Mitbürger fließen zu sehen? Und wenn Rache die Losung sein wird, wird da nicht gerade seine zu Hause gebliebene Familie das erste Opfer sein? Wenn Du ihnen den einzigen Gott nimmst, wer ist dann mit ihnen?

O, dies war ein schwerer Kampf!

Giebt es aber andererseits eine Möglichkeit diesem Verhängniß zu entgehen? Die Religion gebietet: „Du sollst nicht tödten,“ nimmt aber einen Fall aus, — den Kampf fürs Vaterland. Jetzt ist er vor eine große Frage gestellt. Kann er darauf mit Nein antworten?

Man giebt ihm die tricolore Fahne mit dem Wappen Ungarns in die Hand. Kann er diese wegwerfen? Darf er sich weigern unter dieser Fahne zu kämpfen?

Vor wem dürfte er es wagen auszusprechen, daß er sich diesen Säbel nicht umgürten wolle? Der letzte unter

seiner Mannschaft, sein Arbeiter, der mit ihm zusammen dient, wird eine Hand voll Sand von der Erde aufraffen und ihm ins Gesicht schleudern! Er wird der Gegenstand des allgemeinen Spottes werden, und seine Kinder werden genöthigt sein, sich einen andern Namen beizulegen. Zu Hause wird seines Bleibens nicht sein, und in den entferntesten Winkeln der Erde wird er zittern, ob nicht sein Mißgeschick einen Landsmann zu ihm führt! Er wird gegeißelt, mit Dornen gekrönt, ins Gesicht geschlagen werden, wie . . . das blutige Bildniß über seinem Bette!

In Italien giebt es kein Haus, in welchem das Christusbild fehlte; das herrliche Antlitz mit den in der Mitte getheilten, nach beiden Seiten herabfließenden Locken, mit dem Dornengeflecht auf der Stirn, unter welchem Blutstropfen herabgleiten.

Manasse stand vor diesem Bild und blieb lange in Gedanken vertieft.

Auch zu diesem hatte das Volk gesagt: „Sei unser Oberhaupt, führe uns gegen die Römer, befreie Deine Nation!"

Uud er antwortete dem Volke darauf: „Ich werde Euch in das Himmelreich führen, und befreie die Menschheit."

Und dann riß ihn das Volk von seiner glänzenden Stufe herab, und bewarf ihn mit Koth.

Und nicht die Geißelhiebe der römischen Lictoren waren das Schmerzlichste, nicht die seinen Leib durchbohrenden scharfen Eisen, nicht der Lanzenstoß des Longinus, — Alles dies kann auch ein Mensch ohne Klagelaut ertragen; sondern das Hohngelächter des Volkes, für das er das Heil aus

dem Himmel gebracht hat, der bittere Tadel der Mitbürger, das ist es, was nur ein göttliches Herz zu ertragen vermag! —

„Ich bin nur ein Mensch,“ rief Manasse aus; „ich vermag mich nicht zu Dir empor zu schwingen!“

Und hiermit gürtete er sich den Säbel um.

Der Kopf mit der Dornenkrone aber blickte ihn mit seinen milden Augen an, und dieser Blick sagte:

„Ich werde Dir meine Hand hinabreichen!“

Adorjan nahm seine Majorsuniform, und eilte zum Oberkommandanten der Legion. Er war beklommen, er fühlte, daß dies ein großer Wendepunkt in seinem Leben sei, daß seine Zukunft einen schreienden Gegensatz zu seiner Vergangenheit bilden werde.

Seine Kameraden, denen er auf der Gasse begegnete, begrüßten ihn mit lauten „Eljen.“ Er aber erschrak vor dem Geklirr seines eigenen Säbels.

Er traf den historisch berühmten Mann allein in seiner Wohnung. Dieser hatte die Militäruniform abgelegt, und lag in einem leichten Sommerrock auf einem Sopha. Auf seinem Gesicht spielte ein eigenthümliches Lächeln, und aus seinen Augen leuchtete ein Feuer, das den ihn Anschauenden mit Grauen erfüllen konnte. Er hielt einen Brief in der Hand, und es schien, als ob er diesen lese. Aber seine ganze Gestalt, das Lächeln in seinem Gesicht, und die geheimnißvolle Gluth in seinen Augen, Alles war so unbeweglich, als ob er mit offenen Augen schliefe.

Auf einem niedern Tischchen vor ihm stand eine Kaffeekanne nebst mehreren Tassen und eines jener eigenthümlich

geformten chinesischen Gefäße, in welchen man das orientalische Haschisch aufzubewahren pflegt.

Manasse wartete eine geraume Weile, bis er endlich sprach: „Herr General!"

Hierauf wandte ihm der berühmte Mann sein schönes stattliches Gesicht mit dem langen herabwallenden Bart zu, und lächelte weiter.

„Ich bin gekommen und stehe zu Deinem Befehl."

Der General machte eine Bewegung mit der Hand, die zur Erde hinabhing, und ließ sie aber gleich wieder fallen. War diese Hand so schwer? Oder war die Ursache, wegen derer er sie hatte bewegen wollen, nicht der Mühe werth?

„Was befiehlst Du?" sprach Manasse.

Hierauf antwortete jener.

„Schenke Dir Kaffee ein. — Dann gieb ein Löffelchen Haschisch dazu. — Davon wirst Du drei Tage schlafen und Wunderdinge träumen."

Er selbst war schon mitten in diesen Träumen.

Und dann hob er seine schlaff herabhängende Hand zu der beabsichtigten Bewegung empor, und reichte Manasse den Brief hin, welchen er in der andern Hand gehalten hatte. Hierauf blickte er auf die leere Hand, als ob er jetzt in dieser die Wunderdinge weiter lesen würde, die er bisher aus dem Brief erfahren, und von denen seine Lippen so lächelten, und seine Augen so funkelten, daß es ein Grauen war.

Manasse las in den ihm hingereichten Schreiben: „Villafranca. Der Frieden ist geschlossen. Die ungarische

Legion wird aufgelöst. Für die Mitglieder derselben ist straffreie Rückkehr in die Heimat zugesichert!"

Auch in diesem Zimmer befand sich das Bildniß mit der Dornenkrone.

Es blickte Manasse mild an und dieser Blick sagte nur: „Habe ich Dir meine Hand hinabgereicht?"

Es war ihm in der That unerwartete Rettung gekommen.

Als die ersten Früchte auf den Bäumen reiften, waren Manasse und seine Kameraden auf heimathlichem Boden.

Blanca kam ihrem Manne mit ihrem Töchterchen Ilonka bis Klausenburg entgegen. Sie war schöner, als je.

Auf dem ganzen Wege wußten sie einander nichts zu sagen. Sie hörten dem Geplauder des Kindes zu.

„Bela hat nicht mitkommen können, denn er hat jetzt gerade Examen."

Das geht freilich allem Andern vor.

Bei der Borever Brücke harrte Manasses ein feierlicher Empfang. Auch die berittenen Bergleute der Stadt waren ihm entgegengezogen. Ein schönes Banderium, das sechzig Mann stark ist. Die Pferde dieser Reiter sind dieselben, mit denen der Eisenstein zu den Hochöfen transportirt wird.

An der Spitze des Banderiums schwang ein wunderschöner kräftiger Knabe die Fahne, der auf dem unruhig tänzelnden Pferde so sicher saß, als ob er angewachsen wäre.

„Wer ist der schöne Junge?" fragte Manasse seine Gattin.

Blanca lachte herzlich auf.

„O, Du Närrchen! Das ist Dein Sohn! Kennst Du ihn nicht mehr?“

Er hatte ihn schon seit sechs Jahren nicht gesehen!

Auch seinen Bruder Aaron erkannte er kaum. Das Haar desselben war weiß geworden, nicht wegen der Zahl, sondern wegen der Last der Jahre. Er hätte eine Anrede halten sollen; allein er konnte vor Rührung nicht sprechen. Er war bereits zu schwach, um der Weichmüthigkeit Widerstand entgegenzusetzen.

Aber was Manasse am Schmerzlichsten überraschte, war das Aussehen Annas. Das Mädchen welkte dem Grabe zu.

Neunzehntes Kapitel.

Die Todten waren nicht tief genug verscharrt! Das Leichentuch der begrabenen Millionen blickte aus der Rasendecke hervor.

Die Armen, die tapfer gekämpft, geblutet, hatten auch Hunger gelitten, und der Soldat pflegt unter allen Feinden den am meisten zu hassen, der ihn hungern läßt. Der Löwenantheil am Mißerfolg gebührte den Armeelieferanten.

Das leise Gemurmel, mit dem zweimalhunderttausend Lippen der Unzufriedenheit Ausdruck geben, schwillt zu einem mächtigen Ton an.

Die Räuber aber glaubten sich so sicher, daß sie die Plünderung selbst nach beendetem Feldzug noch fortsetzten.

Zuletzt brach ein hervorragender General, der an den

Widerwärtigkeiten des ganzen Feldzuges selbst theilgenommen hatte, in die verhängnißvolle Aeußerung aus:

„Der Urheber dieser Lieferungsverträge verdient den Galgen!"

Und in Folge dieses Wortes stürzte auf einmal das ganze Kartenhaus zusammen.

Es erging ein allerhöchster Befehl, daß das Verbrechen eruirt und ohne Rücksicht auf die Person bestraft werden sollte.

Und hierauf spielte sich eines der schrecklichsten Dramen auf einer der traurigsten Bühnen, vor den Schranken des Gerichts, ab. Da kamen die Betrügereien nach einander an den Tag, durch welche der Staat um Millionen, der Gemeine um Pfennige gebracht worden war, die in ihrer Gesammtsumme ebenfalls Millionen ausmachten. Die in das Brod gemengte Erde, die gestohlenen zwei Fäden kamen aus dem Grau der Vertuschung hervor, und riefen, als Gespenster umgehend, hinab zu den Todten.

Und die Angerufenen folgten ihnen.

Zwei Hauptschuldige verschwanden bei Beginn des Prozesses und nie hörte man wieder etwas von ihnen. Man befürchtete, das Schiff, auf welchem sie nach Amerika entkommen wollten, sei auf hoher See durch eine Höllenmaschine zerstört worden.

Als der General, in dessen Zimmer die Verträge abgeschlossen wurden, die schöne lächelnde Antinousgestalt, am Aermel seiner glänzenden Uniform die Fingerspuren des Profoßen sah, wartete er die Schande nicht ab, die schrecklicher ist als der Tod. So wie die Gefängnißthüre hinter ihm geschlossen war, stach er sich eine goldene Busen-

nadel in's Herz, und als der Tod nicht augenblicklich kam, erdrosselte er sich mit der Schnur seines Dolmans.

Die Zeugen, welche die Aufforderung erhielten, auszusagen, was sie wußten, wurden mit Drohbriefen abgeschreckt und wagten nicht zu sprechen.

Ein sehr hochgestellter Zeuge, ein Staatsmann, verbrannte, als er vor Gericht hätte erscheinen sollen, seine Papiere, öffnete sich dann die Ader, und machte einen stummen Mann aus sich.

Der Hauptangeklagte, ein Bankdirector und National-Oekonom, entkam aus seinem Gefängniß, man wußte nicht wohin.

Wer hatte ihm, wer den Uebrigen die Thür geöffnet?

Jedermann sagte, man müsse noch weiter hinauf suchen. Diese seien nur die Werkzeuge, die Oberleitung wohne in Palästen.

Da erkrankte der Präsident des Untersuchungsgerichtes. Die öffentliche Meinung erzählte entsetzliche Dinge über diese Erkrankung.

Jetzt nahm ein anderer Richter die Untersuchung in die Hand. Binnen kurzer Zeit erkrankte er und starb.

Da walten die Hände der Borgia's und Ferrara's!

Angeklagte, Zeugen, Richter, alle verschwanden, oder wurden dahingerafft. Nur Benjamin Bajdar war noch da, er, der Vermittler, das „Medium", in dem ganzen betrügerischen Treiben.

Soll die nach dem Opfer brüllende öffentliche Meinung sich mit einem im Netz gebliebenen Tintenfisch begnügen,

wenn die großen Haifische, lebend oder todt, daraus entkommen sind?

Lasse man auch ihn laufen! — Aber dann soll er trachten davon zu kommen!

Die Akten des schrecklichen Kriminalprozesses wurden in's Archiv gelegt.

Vajdar hatte sich während des ganzen Ungewitters nicht von der Stelle gerührt. Er wußte gut, wer sich schuldig fühlt, für den sei es am besten sich ruhig zu verhalten.

Der Verdacht ist wie ein Haushund; wer flieht, dem rennt er nach und reißt ihn nieder. Auch der Fürst und die Marquise brachten die Saison in der Stadt zu, und gingen in diesem Jahre weder in ein Bad, noch auf Reisen. Es schien, als ob sie Wien sehr lieb gewonnen hätten.

Eines schönen Tages erhielt Vajdar eine Vorladung zur Polizei.

Der Rath, der ihn empfing, war ein alter guter Bekannter von ihm. In seinem Gesicht war keine Spur von Gefahr verkündendem Ernst zu sehen. Er war freundlich, wie immer.

„Sie müssen die Reichshauptstadt binnen vierundzwanzig Stunden verlassen und in Ihr Vaterland zurückkehren, wo Sie internirt werden.“

Darauf war Vajdar nicht gefaßt. Er hatte wohl erwartet, verhaftet, verhört zu werden und für diesen Fall seine Vorkehrungen getroffen; aber gegen die Ausweisung giebt es keine Vertheidigung.

Vajdar wollte Näheres erfahren. Allein der Rath hatte keine weitere Aufklärung für ihn.

„Von diesem Augenblick an steht ein Polizeikommissär zu Ihren Diensten, der Sie nach dem Ort Ihrer Bestimmung begleiten wird.“

Er verstand. Es ist dafür gesorgt, daß er nicht die Flucht ergreifen könne.

Vajdar that nicht, was jeder Neuling auf der Bahn des Verbrechens an seiner Stelle gethan hätte; er unterließ es, sich an seinen mächtigen Protektor zu wenden, denn er wußte wohl, daß er da jetzt am Schlechtesten ankommen würde.

Vajdar ging direct nach Hause, und entfernte sich den ganzen Tag nicht aus seiner Wohnung. Diese stieß unmittelbar an das Palais der Marquise Caldariva. Aus seinem innersten Zimmer konnte er in einen geheimen Korridor des Nachbarpalais und durch letzteren bis zum Ankleidezimmer der schönen Cyrene gelangen. Hier befand sich der verborgene Eingang durch die Thüre der venetianischen Uhr.

An diesem Tage hatte die alte Uhr sehr oft die Laune die fatale zehnte Stunde zu schlagen. Doch das Uhrwerk antwortete darauf niemals mit der bekannten Opernmelodie.

„Die schöne Cyrene will mich heute nicht empfangen!“ sprach Vajdar für sich und dachte sich etwas dabei.

Er brachte den größten Theil der Zeit am Fenster zu, und sah immer auf das Thor des Nachbarpalais hin.

Gegen sieben Uhr Abends fuhr dort eine Kutsche heraus. Der Seidenvorhang war herabgelassen, aber deshalb konnte Vajdar doch errathen, daß die Marquise im Wagen sitze; denn immer, wenn dies der Fall war, saß der Bediente nicht vorn beim Kutscher, sondern rückwärts auf dem Bock.

Vajdar nahm seinen Hut und ging auf die Gasse hinab.

Der Polizeikommissär folgte ihm in einer Entfernung von zehn Schritten. Vajdar ging zum Opernhause. Vor der Theaterloge steht kein Portier, kein Kammerdiener, dem man die Instruktion geben könnte, unwillkommene Besuche abzuweisen. Außerdem pflegte die Marquise hier allein zu sein. Eine Gesellschafterin konnte sie nie um sich dulden, und dieser ging es mit ihr wahrscheinlich ebenso. Besucher aber kommen seit einer gewissen Zeit nicht in's Palais.

Vajdar sagte zum Polizeikommissär, daß er für sich und für ihn Entree nehmen wolle, damit letzterer mit ihm ins Parterre gehen könne. In dem Gedränge vor der Kasse gelang es ihm den Augen seines Begleiters zu entschwinden, und nach dem Logengang zu entkommen, wo er rasch die Thüre der ihm wohlbekannten Loge der Marquise öffnete.

Es wurde eben ein Ballet aufgeführt, und das Orchester arbeitete stark.

Die Marquise mochte an den Pirouetten der Ballerinen großes Interesse finden; weit vorgeneigt, blickte sie durch den Lorgnon auf die Bühne, und merkte erst dann, daß Jemand in die Loge eingetreten sei, als dieser ihr laut „Guten Abend" wünschte.

Die Marquise erschrak, als sie Vajdar's Stimme hinter sich vernahm, und dann — begann sie zu lachen.

Ihre Züge waren so gut dressirt, daß sie immer das Gegentheil von dem wiedergaben, was in ihrem Herzen vorging. Wenn sie zürnte, so lächelte sie; wenn sie vor Begierde glühte, so zeigte ihr Gesicht Gleichgültigkeit, — und einen schmachtenden Ausdruck, wenn ihr Herz nichts fühlte; im Moment hingebendster Neigung konnte sie dem Geliebten

ein Mänadengesicht zeigen, und wem sie zu betrügen im Begriffe war, dem warf sie eine Kußhand zu. Jetzt, da sie erschrocken war, lachte sie.

Hatte sie vielleicht nicht geglaubt, daß Bajdar hierher kommen könne? Hatte sie vielleicht vor dessen Wohnung den Polizeikommissär bemerkt? Wußte sie, daß und welche Instruktionen letzterer habe?

Bajdar blieb hinter der Marquise verborgen, im Hintergrund der Loge verborgen, wo man ihn vom Zuschauerraum aus nicht erblicken konnte.

„Marquise! Sie wissen schon, daß man mich aus Wien ausgewiesen hat.“

„Ich weiß nichts davon.“

„Deshalb wollten Sie mich den ganzen Tag nicht bei sich empfangen. Ich habe mehrmals das Zeichen gegeben.“

„Es war immer Jemand bei mir, ich konnte Sie nicht einlassen. Aber was sagen Sie da? Das wäre ja schrecklich!“

„Für mich sehr schrecklich. Aus Wien verwiesen, nach Ungarn vertrieben, wo Jedermann mich haßt, — kann ich so noch eine glückliche Stunde hoffen? Es ist, als ob ich bei lebendigem Leibe die Qualen der Verdammniß erleiden müßte! Ich verliere Alles: eine Karriere, in der ich verwöhnt wurde, eine Welt, in der ich zu Hause war, meine Zukunft! Aber das Unerträglichste ist mir, daß ich Sie verlieren soll! Sie sind mir mehr, als das Leben.“

„Haben Sie schon mit dem Fürsten gesprochen?“

„Nein, ich werde es auch nicht thun. Dieser nach meinem Haupt geführte Streich kommt direct von ihm.“

„Weshalb sollte der Fürst das thun?“

„Aus Rache.“

„Und welchen Grund könnte der Fürst haben, sich an Ihnen rächen zu wollen?“

„Der Grund bist „Du“.“

Dieses „Du“ erklärte die Antwort.

Die Marquise neigte sich näher zu ihm hin. Es schmeichelte ihrem grausamen Herzen, daß die niedergetretene Schlange ihr auch dann noch mit der doppelten Zunge den Fuß leckt. Sie dachte nicht daran, daß die Schlange auch einen Giftzahn habe.

„Was willst Du von mir, mein Narr?“

„Ich will diese Nacht mit Dir sprechen, vertraulich und ungestört.“

„Gut. Komm nach der Vorstellung zu der geheimen Thür, und ich werde Dich einlassen.“

„O, Du schüttelst mich nicht so leicht ab. Ich will Gewißheit haben.“

„Soll ich Dir einen Schwur leisten?“

„Dann würde ich Dir erst recht nicht glauben. Gieb mir den Schlüssel des Uhrgehäuses, damit ich mir, wenn Du nach Hause kommst, die geheime Thür selbst aufschließen kann.“

Die Marquise lachte wieder, — so sehr erschrak sie vor diesem Worte.

„Nur den Schlüssel zu meiner geheimen Thür? Nichts weiter?“

„Fürchtest Du vielleicht, daß ich in Deiner Abwesenheit Deinen Schrank erbrechen und mit Deinen Juwelen durchgehen werde? Sei ruhig, ich stehe unter Bewachung. Ein Polizeikommissär folgt mir auf Schritt und Tritt.“

„Du bist ein Thor! Ich fürchte, daß Du in meinem Zimmer irgend eine Dummheit begehst."

„Zum Beispiel, daß ich mich an der Schnur Deiner Ampel erhänge und Dir so ein Aergerniß bereite? Fürchte nichts. Ich will mit Dir sprechen. Wovon? Das weiß ich selbst noch nicht. Vielleicht begnüge ich mich damit, Dich weinen zu sehen. Vielleicht lasse ich mich mit dem Trugbild einer mir in der Ferne gezeigten schönen Zukunft einlullen. Vielleicht werde ich wünschen, daß auch Du so wahnsinnig seiest, wie ich, daß wir verkleidet mit einander durch das Thor Deines Palais entfliehen, und dann als ein russisches oder georgisches Fürstenpaar, oder als verfolgte Märtyrer der Freiheit die Welt bereisen. Ich will Dir die ganze Erde tributär machen. Oder werden wir Komödianten, eine Tänzerin und ein Prestidigitateur! Was weiß ich, was ich mit Dir sprechen will! Vielleicht gar nichts. Vielleicht will ich nur noch eine glückliche Stunde verleben, und während dieser nichts sprechen, als Deinen Namen und daß ich Dich liebe! — Gieb mir den Schlüssel her."

Die schöne Cyrene that, als ob sie hoch erfreut wäre. Sie zitterte aber.

„Ich fürchte, Du wirst bei mir irgend eine Thorheit begehen."

„Das könnte ich auch hier in Deiner Loge thun."

„Du wirst Dich doch nicht hier vor meinen Augen erschießen?"

Die Marquise lachte sehr stark, — vielleicht über die Bocksprünge, die der Groteskkänzer eben auf der Bühne ausführte.

„O, das werde ich keineswegs thun, mein Engel. Es würde Dich vielleicht gar unterhalten. Was ich thun könnte, ist sehr einfach und prosaisch. Ich setze mich in den Vordergrund der Loge Dir gegenüber. Der Polizeikommissär, den ich hinters Licht geführt habe, sucht mich jetzt im Parterre, wie der Gefoppte im Spiel das Pfeifchen, das man ihm an den Rücken angehängt hat. Ich bin ihm bei der Kasse entwischt, weil ich sicher wußte, daß er mir nicht erlauben würde, in Deine oder in was immer für eine andere Loge einzutreten. Das ist in solchen Fällen stets die Regel. Der wackere Mann, der jetzt dort unten mich auf Erden und im Himmel, im Parterre und auf der Galerie zu erspähen sucht, wird, so wie er mich hier an der Logenbrüstung erblickt, sogleich hierhereilen. — Nun, wünscht die Marquise Caldariva den Eklat, daß Benjamin Vajdar hier in ihrer Loge verhaftet werde, und daß morgen das ganze moabitische Volk der Zeitungsschreiber den Zusammenhang zwischen der Verhaftung des Sekretärs des Fürsten Cagliari und der Ohnmacht der Marquise Caldariva suche?"

Die Marquise sah den Sprecher mit verführerischem liebetrunkenem Blick an. Dieser Blick war voll geheimen Giftes, Aqua Toffana, Urari, und was sonst noch je an tödtlichen, verborgenen Giften erfunden worden ist.

„Da hast Du ihn!" sprach sie freundlich lächelnd, und riß den kleinen stählernen Schlüssel von der an ihrem Halse hängenden Schnur los; und als sie ihm denselben überreichte, neigte sie sich so nahe zu ihm hin, daß er die Wärme ihres Hauches spüren konnte, und flüsterte: „Sei aber klug!"

Vajdar küßte die ihm dargereichte Hand und entfernte sich.

Die schöne Cyrene beugte sich wieder aus der Loge, und betheiligte sich eifrig am allgemeinen Applaus. Man konnte meinen, daß ihr Beifall dem Grotesktänzer gelte; sie applaudirte aber sich selbst.

Zwanzigstes Kapitel.

Vajdar eilte aus dem Theater fort nach seiner Wohnung, gefolgt von dem Polizisten, welcher ihn am Ausgang wieder erspäht hatte.

Der Polizeikommissär war praktisch genug, so wie er seinen „Schützling" aus den Augen verloren hatte, sich vor dem Eingang hinzupflanzen, und auch den übrigen Kommissären einen Wink zu geben. Hier fand ihn der Herauskommende.

Da es Abend war, so schlossen sie sich freundschaftlich an einander an. Vajdar ging Arm in Arm mit seinem Begleiter bis zu seinem Hause und lud ihn dann ein, mit ihm in seine Wohnung hinaufzukommen. Dieser fragte ihn, ob er nicht vorher soupiren wolle. Vajdar antwortete, er wolle die kurz bemessene Zeit nicht mit solchen Lapalien vergeuden; er könne im Bahnhof speisen.

Nachdem der Kommissär sich überzeugt hatte, daß Vajdar's Wohnung nur einen Ausgang habe, quartierte er sich im Vorzimmer ein, und gestattete, daß sein Schützling mit seinem Diener seine Koffer packe, über den Verkauf

seiner Möbel Verfügungen treffe, und die Abschiedsbriefe schreibe.

Bajdar aber sperrte, so wie er in sein Schlafzimmer gekommen war, die Thür desselben zu und eilte durch die geheime Thür in den verborgenen Korridor des anstoßenden Palais Caldariva. Auf seinem Wege dahin leuchtete ihm ein brennender Wachsstock. Jetzt hatte er den Schlüssel in Händen, der ihm die Thür der venetianischen Uhr öffnete; er brauchte nicht erst um Einlaß zu bitten. Er befand sich in dem Zimmer, an das sich für ihn so schwere Erinnerungen knüpften. Die in die Nebenzimmer führenden Thüren waren verschlossen. Niemand konnte während der Abwesenheit der Marquise hier herein kommen.

Er setzte sich auf die Causeuse, auf welcher er so oft ihr Flüstern gehört hatte, und stellte den Wachsstock vor sich hin.

Und dann wartete er und rieth bei sich, was die nächste Stunde bringen werde. — Wird der Dämon kommen, der, wie der böse Geist des Besessenen in diesem, in allen Falten seines Herzens eingenistet war, der wie ein gewohntes Gift in jedem Tropfen seines Blutes wohnt? Oder hat er sich aus ihm austreiben lassen? Die bösen Geister lieben es nicht in Leichnamen zu hausen, und er gehört bereits zu den Todten. Und was wird geschehen, wenn die Marquise nach Hause kommt? Wird sie im Stande sein, aus wahnsinniger Leidenschaft mit ihm in die weite Welt zu entfliehen?

Er wartete eine Stunde — zwei Stunden. So oft er einen Wagen hörte, schrak er auf. Keiner fuhr hierher.

Die Vorstellung ist längst zu Ende. Die schöne Cyrene hätte schon längst zu Hause sein können, selbst wenn sie den allerletzten Paukenschlag abgewartet hätte.

Sie kam nicht nach Hause. Mitternacht war vorüber, und sie war noch immer nicht da.

„Es ist auch so gut!“ sprach der Wartende bei sich. „Du hast mich überlisten wollen; wir werden schon sehen, wer von uns Beiden der Betrogene sei!“

Hiermit öffnete er die geheime Schublade im Schreibtisch der Marquise und nahm jenes gewisse in Maroquin gebundene Portefeuille heraus.

Ein Blick in den Inhalt des Portefeuilles beruhigte ihn darüber, daß die gefährlichen Schriften alle beisammen seien. Er steckte das Portefeuille in die Tasche.

„Also Adieu, schöne Cyrene, für immer!“

Er schloß nicht einmal die verborgene Schublade des Schreibtisches und ließ, als er sich entfernte, den Schlüssel in der Thür des Uhrschrankes von innen stecken.

In seine Wohnung zurückgekehrt, legte er seinen Reiserock an und ging in das Vorzimmer hinaus. Sein Diener und der Kommissär spielten mit einander Karten, um sich die Zeit zu vertreiben.

„Ich bin reisefertig, jetzt können wir schon soupiren gehen.“

Die beiden Andern waren hiermit wohl zufrieden. Der Diener ging fort, um einen Fiaker zu holen. Die Koffer wurden hinabgetragen. Eine Stunde darauf saß Vajdar mit seinem Begleiter im Speisesaal des Bahnhofes und entschädigte sich reichlich für das heute versäumte Diner und Souper.

Er wollte noch mit dem nächsten Frühzug abreisen. —

Und was war aus der schönen Cyrene geworden? Welche wichtigere Pflicht hat sie von dem so heißersehnten, dem mit so glühendem Athem versprochenen Rendezvous abgehalten?

Als der Dämon der Gadarener durch den „Meister" aus den gequälten Besessenen ausgetrieben wurde, rief er: „Laß uns in die Säue fahren!"

Die schöne Cyrene schickte ihren Bedienten mit einem ihm leise zugeflüsterten Auftrag aus dem Theater fort; sie selbst aber fuhr ohne Bedienten in ihrer Equipage zu einer der berüchtigsten Tanzhöhlen der Vorstädte, wo die unfläthigsten Chansonetten-Sängerinnen den feinen Geschmack verbreiteten. In dieser Unterhaltung fand sie großen Genuß. Zugleich fand sie ihre Freude daran, einen jungen Studenten, der sich ihr angeschlossen hatte, gänzlich seines Verstandes zu berauben. Der junge Mann deklamirte ihr, wie ein Besessener, von seiner Liebe vor.

Um zwei Uhr nach Mitternacht kam der Bediente mit der erwarteten Nachricht zurück, daß Vajdar schon abgereist der

Beim Anblick des silberbetreßten Bedienten fiel sei. arme Student vor Erstaunen beinahe in Ohnmacht. Die Marquise, die er für eine Grisette gehalten hatte, ließ ihn lachend stehen, eilte zu ihrer Kutsche und fuhr nach Hause.

Als sie in ihr Ankleidezimmer eintrat, fiel ihr erster Blick auf den geöffneten Schreibtisch. Sie sah, daß das Maroquin-Portefeuille fehlte.

Sie lachte krampfhaft, der Anblick schien ihr so entsetzlich, als ob sie Vajdar an der Stelle der Ampel hängen,

oder auf dem Sopha mit durchschnittener Kehle liegen gesehen hätte. Allmälig aber kämpfte sie ihre Aufregung nieder. Dann zuckte sie zwei, dreimal ihre runden Achseln und sprach mit eigenthümlichem Trotz: „Es ist auch so gut! — Du hast es selbst gewollt. — Ich kann nichts dafür!“

Einundzwanzigstes Kapitel.

Anna, die Verlassene, welkte allmälig dem Grabe zu. „Ich hätte schon im Frühling fortgehen können,“ sagte sie zu Manasse, als dieser, nach der langen Abwesenheit heimkommend, das theure Geschöpf an sein Herz drückte; „aber ich habe auf Dich gewartet. Ich konnte Blanca nicht verlassen, ehe Du kamst. Jetzt warte ich nur noch bis das Laub von den Bäumen fällt.“

Was hätte sie auch ferner zu erwarten gehabt?

Kein Frühling bringt das Kraut, welches ihr Leid zu heilen vermöchte.

Sie hatte gehört, daß in dem verhängnißvollen Prozesse auch Bajdar der Mitschuld angeklagt sei, und diese Nachricht war ihr Reisepaß in die andere Welt. Sie hatte nichts, um dessentwillen sie hätte leben wollen, sie hatte nichts mehr zu hoffen. Wenn man ihn anklagt, so ist gewiß Grund dazu vorhanden. Wenn er verurtheilt wird, so kommt er nie wieder in dieses Haus zurück.

Von der Zeit an war ihre Kränklichkeit stürmisch vorgeschritten; sie konnte das Bett nicht mehr verlassen.

„Ich gebe Dir Deine Kinder schon zurück,“ sagte sie eines Morgens zu Blanca. „Sie sollen wieder Dein sein.“

Sie war darauf bedacht, daß Kinder es nicht sehen sollen, wenn Jemand stirbt. Sie bat Blanca mit ihnen in den Garten hinauszugehen und Manasse zu ihr hereinzuschicken. Sie wolle allein mit ihm sprechen. Und bei diesen Worten zeigte sie ein lächelndes Gesicht. Die Kinder sollen dieses in der Erinnerung behalten. Zu Blanca sagte sie, daß sie sich heute ganz wohl fühle.

Manasse kam zu ihr herein.

Anna zog die Hand ihres Bruders an ihren Busen.

„Ich habe diese Nacht einen seltsamen Traum gehabt,“ flüsterte sie. — „Ich träumte, daß er nach Hause gekommen sei. — Er kam nicht allein. Ein Polizeimann begleitete ihn. — Man sagte er sei hieher verbannt, in unser kleines Thal. — Niemand bemerkte es, als er hereinkam. Er trat durch die auf den Korridor gehende Seitenthür ein. — Niemand sah ihn, blos Du. — Unsere Familie war von einem dringenden Geschäfte in Anspruch genommen. — Es galt die Vorbereitungen zu meiner Hochzeit. — Du standest ihm gegenüber, Du mit Deinem milden ernsten Gesicht. — Sein Blick war häßlich, voll Tücke und Grimm. — Du thatest ihm nichts zu Leide, warfst ihm nicht seine schreckliche Vergangenheit vor. — Du sprachst zu ihm kalt und ernst: Bleiben Sie hier, ich gebe Ihnen Arbeit; erwerben Sie sich durch Arbeit Ihr Brod und die Achtung der Menschen. — Du stießest ihn nicht zur Thür hinaus. — Du hetztest nicht die Hunde auf ihn, — nanntest nicht vor den Leuten seinen schlimmeren Namen. — Du decktest seine Sünden mit Deiner

Gnade zu. — Sprich Manasse; zürnst Du mir dafür, daß ich dies träumte? Kann dies so wahr werden?"

Manasse, unfähig ihr zu antworten, schüttelte nur leise den Kopf und drückte ihr zärtlich die Hand, mit der sie seine Hand erfaßt hatte.

„Nicht wahr, Manasse," stammelte das kranke Mädchen; „wenn ich es auch nicht erlebe, daß er zurückkehrt, wenn er aber dennoch zurückkehren sollte, und ich nicht mehr da bin, um Deine Hand mit meinen Thränen zu benetzen, — so wirst Du ihn doch so behandeln, wie wenn ich es sähe, wirst Du so zu ihm sprechen, wie wenn ich es hörte?"

Manasse nickte stumm. Und sein Kopfnicken ist so viel, wie ein Schwur.

„Nicht wahr, wenn ich sterbe, so legst Du mir das Bildniß mit dem trockenen Kranz auf die Brust und gestattest, daß ich mit ihm zusammen zu Staub werde?"

Ein stummes Kopfnicken war wieder die Antwort.

„Und wenn er nicht zurückkommen sollte," flüsterte das Mädchen heftig athmend, — „wenn der Traum nur ein Traum ist, — so versprichst Du mir, nicht wahr, im Grabgewölbe für mich einen Raum aushöhlen zu lassen, der für uns Beide groß genug sei? Und wenn er stirbt, — und er wird in kurzer Zeit sterben, — so lässest Du ihn bringen, und stellst seinen Sarg neben mich? — Und wenn er im Gefängniß stirbt, wenn er auf dem Richtplatz stirbt, auch dann bringst Du ihn her, und giebst ihm neben mir seine Ruhestätte, nicht wahr?"

Manasse wandte den Kopf ab.

„Nun, versprich mir es."

Er küßte sie. Das war sein Gelöbniß.

Das kranke Mädchen umschlang den Kopf des über sie sich beugenden Bruders und hauchte in einen Schwesterkuß, den sie ihm auf die Stirn drückte, den reinsten Segen einer jungfräulichen Seele.

„Ich habe das erste Morgenroth verschlafen," flüsterte das Mädchen. „Bette mir den Kopf höher. Ich möchte den schönen Sonnenaufgang so gern noch einmal sehen."

Und sie sah ihn noch einmal.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Als Vajdar nach Budapest kam, mußte er sich bei der Polizei melden.

Die Hauptstadt von Ungarn bot damals ein eigenthümliches Bild dar. Alles trug die Nationaltracht, und mitten unter den beschnürten Dolmans und bespornten Stiefeln war ein französisch gekleideter Mensch, wie Vajdar, der Gefahr ausgesetzt, eine stehende Figur der Witzblätter zu werden. Doch dem können Schneider und Schnürmacher, Kürschner und Schuster abhelfen.

Vajdar verfluchte die ganze Stadt. Er dachte bei sich, es sei besser zu einer Gefängnißstrafe verurtheilt zu sein, als da leben zu müssen. Lieber irgendwo eingeschlossen, als überall ausgeschlossen.

Der Polizeichef tröstete ihn. Er werde nicht hier bleiben. Er müsse noch weiter reisen, in das „Kronland", in welchem er geboren wurde, nach Siebenbürgen.

Es kommt immer besser! dort werden Hunderte und Hunderte ihn als Diurbanu erkennen. Auf Schritt und Tritt wird er Wittwen begegnen, die auf ihn deutend, rufen werden „Das ist der, der meinen Sohn hat niedermetzeln lassen!"

Aber er hatte eine gebundene Marschroute und mußte mit seinem treuen Begleiter die Reise fortsetzen.

In Klausenburg traf er am späten Abend ein. Zum Glück war das Wetter regnerisch und die Gassen leer; nur die vom Markt heimkehrenden Walachen gingen an ihm vorüber. Es beunruhigte ihn, daß ihn alle grüßten. Er glaubte, sie hätten in ihm den einstigen Tribun erkannt. Aber diese Leute grüßten ihn, so wie sie jeden besser Gekleideten grüßten, dem sie begegnen. Wenn ihnen Niemand einen bösen Geist einhaucht, sind sie gute Menschen.

Hier brach Vajdar vor dem Polizei-Chef schon in bittere Klagen aus. Er könne in dieser Stadt nicht bleiben. Man möge ihm erlauben, nach Hermannstadt zu ziehen.

Man tröstete ihn. Er werde nicht hier bleiben, er werde weiter escortirt werden, jedoch nicht nach Hermannstadt, sondern nach Hause, in die Stadt, wo er geboren wurde.

„Nach Toroczko!?"

„Ja, nach Toroczko. Jeder wird dorthin abgeschoben, wo er geboren ist."

Wuth und Entsetzen bemächtigte sich seiner.

„Lieber möge man mich nach Sibirien schicken, nach Cayenne deportiren! Schicken Sie mich auf die Galeere! Nur nicht nach Toroczko, zu den Menschen die auf dieser Welt mich am meisten hassen! Dort bin ich keinen Augenblick meines Lebens sicher. Wenn sie mich nicht in der ersten

Woche todt schlagen, so lassen sie mich Hungers sterben! Lieber soll man mich gleich aufhängen."

Der Polizei-Chef tröstete ihn. In Toroczko ist Polizei, giebt es ein Gericht. Er könne auf Schutz gegen persönliche Beleidigungen rechnen; wer ihn beleidigt, der werde bestraft werden. Auch dafür sei vorgesorgt, daß er nicht Hungers sterbe. Jeder „Betreffende" bekomme während der Dauer der Internirung jährlich dreihundert Gulden, die er bei der Polizei in monatlichen Raten beheben könne. Die Behörde erstrecke ihre Aufmerksamkeit auf Alles. Und hierbei beglückte ihn der gnädige Herr auch gleich mit dem Zahlungsbogen.

Hierauf nahm der freundliche Begleiter Benjamin Bajdar am Arm, half ihm auf den Wagen und fuhr mit ihm nach Toroczko, „nach Hause."

Manasses Fluch ging an Benjamin Bajdar vollkommen in Erfüllung.

„Ausgestoßen von der ganzen Welt, sollst Du hieher zurückkommen, und um das Brod der Barmherzigkeit an den Thüren der Häuser betteln, die Du einst verwüstet hast!"

Und es kam Bajdar nach Toroczko.

Und auch die Worte Anna's gingen in Erfüllung, daß er in das Haus zurückkehren werde, wo sein Bildniß auch jetzt noch mit einem Immortellenkranz bekränzt ist, daß er die Wunden mitbringen werde, die ihm in der Welt geschlagen wurden, damit man sie ihm hier verbinde, und die Flecken des Makels an der Stirn, damit sie ihm hier abgewaschen werden.

Denn damit war das Maß noch nicht voll, daß man

ihn nach seinem Geburtsorte brachte. Als er beim Polizei-Kommissär vorsprach und bat, daß dieser ihm eine Wohnung anweisen möge, beruhigte ihn derselbe mit freundlichem Gesicht und sagte ihm, es sei in dieser Beziehung auf höhern Befehl bereits verfügt worden; er werde nämlich der Familie übergeben werden, die ihn erzogen hat. Er werde in seinem „Elternhause" wohnen.

Darüber kam er in solche Wuth, daß er sogar den Polizei-Kommissär insultirte.

Dieser aber war ein kaltblütiger Mensch und sagte ihm, wenn er sich nicht gehorsam benimmt, so werde er noch das Gnadengehalt verlieren, und dann könne er wirklich betteln gehen.

Bajdar, außer sich vor Wuth, mußte es dulden, daß der begleitende Kommissär ihn durch die Gassen von Toroczko bis zum Hause der Familie Adorjan begleitete.

Er sah den ihm Entgegenkommenden nicht in die Augen, und völlig betäubt, ließ er sich von seinem Begleiter führen.

Das Thor, die Bäume im Hof, der Korridor, Alles grüßte ihn so bekannt. Am Ende des Korridors befand sich eine mit einem Eisengitter versehene Thür. Da war sein einstiges Zimmer. Der Zufall wollte, daß es ihm auch jetzt geöffnet wurde.

Manasse war eben im Begriff aus diesem Zimmer zu treten und ging mit den beiden Ankömmlingen wieder hinein.

Welch ein Wiedersehen war dies nach der Scene im Keller zu Szentgyörgy!

Der Mann, den der Fluch, wie Rost, wie Schimmel, vom Scheitel bis zur Sohle ergriffen hatte, stand da vor

seinem Propheten, dessen Wort ein Richterspruch über ihn war.

Der kann ihm jetzt seinen Fuß auf den Nacken setzen und ihm das Gesicht in die schwarze Eisenschlacke drücken, die ihm von nun an das Brod der Barmherzigkeit bieten wird.

Der begleitende Komissär theilte Manasse Adorjan, als dem Chef des Hauses, die Verordnung der höchsten Polizeibehörde mit und sagte ihm, dieses Haus brauche dem „betreffenden Familiengliede" nur Obdach zu geben; für die Verpflegung werde die Behörde durch ein monatliches Gehalt von fünfundzwanzig Gulden sorgen.

Vajdar knirschte vor Scham mit den Zähnen und dachte daran, beide Männer zu tödten.

Manasse antwortete, und seine Stimme war so ruhig, daß darin keinerlei Aufregung zu merken war.

„Ich habe gegen die Verordnung der Behörde," sprach Manasse zum Kommissär, „nichts einzuwenden. Herr Vajdar war ein Mitglied dieser Familie, und so muß unser Haus für ihn sorgen. Das Gnadengehalt der Behörde brauchen wir nicht. In unserer Fabrik wird die Stelle eines Buchhalters zu besetzen sein, und dazu besitzt Herr Vajdar genügende Befähigung. Seine Wohnung kann er sich im Hammerwerk selbst wählen, und von seiner Bezahlung kann er anständig leben. Wenn er die Stelle annimmt, so wird er auch mir eine Erleichterung verschaffen, denn bisher hat meine Frau die Bücher geführt, und ich möchte sie jetzt von dieser Last befreien. Heute können wir hierüber nicht mehr sprechen; morgen bringen wir die Sache schon in Ordnung.

Bis dahin sei Herr Benjamin Vajdar der Gast dieses Hauses. Er ist willkommen."

Mehr sagte er nicht; er wandte sich um, und ging aus dem Zimmer.

Vajdar biß sich in die zusammengepreßte Faust, daß das Blut herauskam.

Und zum Abschied hielt ihm dann noch der freundliche Begleiter eine Predigt. Welch ein großes Glück, ihn so ganz unerwartet getroffen habe! Dies sei eine wahre irdische Vorsehung! So freundlich aufgenommen zu werden, und gleich eine Anstellung zu finden! Und überdies sei die Stadt so schön! Die Mädchen so herrlich! Er solle nur bald heirathen. Hier könne er angenehm leben.

Vajdar achtete nicht auf die Rede seines Begleiters und ließ ihn ohne Abschied fortgehen. Er dankte ihm nicht einmal dafür, daß er sich um seinetwillen von Wien bis hieher bemüht habe.

In seinen Adern kochte der Grimm. Sein Hirn glühte vom Fieber.

Wenn sein beleidigter Feind ihm alle Bitterkeit hundertfach vergolten hätte, so würde er ihn nicht zu so frenetischer Wuth gereizt haben, wie dadurch, daß er ihn, den Niedergebeugten, aufrichten will. Er sorgt noch für ihn, bereitet ihm eine Stellung, in welcher er ein nützliches geachtetes Mitglied der Gesellschaft werden kann, und giebt zartsinnig der Sache noch den Anschein, daß die Erleichterung ihm, dem Großmüthigen, zu Gute komme. Er wolle seine Gattin von einer schwierigen Beschäftigung befreien! Er beleidigt ihn nicht mit dem Worte: „Du bist gestürzt, und jetzt thue

ich Dir Gutes!“ Er sagt zu ihm: „Du bist zu rechter Zeit eingetroffen, Du bist willkommen; Du wirst Blanca wohl thun!“

Die ganze Welt schwamm vor seinen Augen in rothem Licht! Ihn zu zwingen, Gutes zu thun! Blanca wohlzuthun, die er verfolgt hat! Und sie dann jeden Tag glücklich sehen zu müssen!

„Ich muß heute etwas Fürchterliches begehen,“ sagte er zu dem in seiner Brust wohnenden Dämon. „Ich will eine Katastrophe herbeiführen, die einen würdigen Abschluß dieses fürchterlichen Lebens bilden soll! Was ich thun werde, das weiß ich noch nicht. Aber es wird schauderhaft sein. Soll ich dieses Haus anzünden? Soll ich das liebste Kind der Familie tödten, eine Frau unglücklich, oder den besten Gatten zu einem todten Mann machen? Man soll des Tages denken, an welchem ich diesem Hause zurückgegeben wurde!“

Er trug einen sechsläufigen Revolver bei sich.

Mit blinder Wuth, mit erdfahlem Gesicht ging er aus dem kleinen Zimmer in das Nebenzimmer. Dort fand er nichts Lebendes, woran er seine Wuth hätte auslassen können.

Er ging weiter. In so kleinstädtischen Häusern pflegen die Thüren nicht verschlossen zu sein. Da sind keine Diebe.

Er öffnete die nächste Thür und trat in den Wappensaal.

Da bot sich ihm ein unerwarteter Anblick dar.

Dreiundzwanzigstes Kapitel.

In der Mitte des Saales stand eine Bahre; im Sarg lag ein Engel, der ausgerungen hatte. Ein marmorweißes Gesicht mit geschlossenen Augenlidern.

Die Hände der Todten lagen auf der Brust gefaltet, und zwischen den Händen lag ein mit Immergrün bekränztes Bild. Sie hatte den Wunsch ausgesprochen, daß sie mit diesem Bilde zusammen begraben werde.

Vajdar blieb vor dem Sarge Anna's stehen. Jetzt sah er, welche unendliche Liebe er von sich gestoßen hatte. Noch im Tode verzieh sie ihm, trug sie als sein Schutzengel sein Bild vor Gott.

Eine ganze Welt kreiste vor ihm hin, groß wie das Erdenrund selbst, umgrünt vom Eden des Paradieses, mit allen Zonen der Seligkeit, der Freude, umschwebt von den Schaaren der Engel. Als diese schwere Kugel sich ihm näherte, schmetterte sie ihn nieder, wälzte sie sich über seine Brust, und er erfüllte das Haus mit seinem Schmerzgeheul und die Stirn auf die Bahre stoßend, sank er neben Anna's Sarg bewußtlos nieder.

Als er zu sich kam, lag er in einem kleinen Gartenzimmer im Bett. Vor ihm stand Manasse, der ihm Eisumschläge auf die blutende Stirn legte.

„Laß das, Manasse," sprach Vajdar, und stand vom Bett auf. „Pflege mich nicht. Unkraut verdirbt nicht. Ich bitte Dich, bemühe Dich nicht mit mir. Wenn Du mich auch in allem Balsam Indiens badest, so werde ich doch

nicht gut davon. Kein Heiland vermag aus mir den Teufel auszutreiben, der nun einmal in mir wohnt. Jeder Tropfen meines Blutes ist verdickt, und ich vermag an nichts mehr zu denken, als was ich Schlechtes anstellen soll! Der schreckliche Anblick, der mich niederschmetterte, hat dieses böse Herz nicht gebessert, sondern den Ungeheuern in mir nur eine andere Richtung gegeben. O, wenn Du wüßtest, wie die Hunde des Cerberus in meinem Kopfe heulen! Ich muß Jemanden zerreißen! Du hast von mir nichts mehr zu fürchten! Die unbegreifliche, die unergründliche Heiligkeit, die mich vor Deinem Zorn in Schutz genommen, sie schützt auch Dich gegen meinen Haß. Aber ich wende mich gegen Jene zurück, die dieses Gift mir eingeflößt haben. Die Welt wird von mir noch reden! An mir ist nichts Gutes. Nichts freut mich, als wenn Andere traurig sind. Jeder Finger meiner Hand läßt einen Schmutzfleck zurück, und Grabkreuze sind meine Fußspuren. Aber es giebt Menschen, mit welchen verglichen, ich so weiß bin, wie eine Lilie, und unschuldig, wie ein Lamm. Sie haben aus mir einen mit Pestbeulen bedeckten Körper gemacht, und als sie Deinem Hause schon nicht mehr anders zu schaden wußten, schleuderten sie mich hieher, so wie die chinesischen Seeräuber auf die Besiegten die ansteckenden Lumpen der an der Pest Gefallenen werfen. Und sie lachen jetzt über mich. Ich war für sie ein Handschuh; sie beschmutzten mich mit dem, was sie in die Hand nahmen, und warfen mich dann fort. — — Ich bitte Dich Manasse, höre nicht auf mich. Ich bin wahnsinnig. Kein Wunder. — Gehe zu Deiner Familie. Die hat jetzt großen Kummer. Es ist nicht nöthig, daß Du diesen mit der Nach=

richt von meiner Anwesenheit vermehrst. Sage Niemandem, daß ich hier bin. — Dieses Gartenzimmer ist ein gutes stilles Plätzchen. Da ist Schreibzeug, mehr bedarf ich nicht. Auch ein Krug Wasser ist da. — Laß mich bis zum Morgen allein. Ich brauche nichts. Ich bleibe nicht in Eurem Hause. Ich warte nur das Begräbniß ab. Dazu habe ich ein kleines Recht. Da begräbt man ja auch mich. Dann werde ich schon wissen, was ich thue. Das ist meine Sache. Dann gehe ich von hier fort. Man wird mich nicht mehr hieher zu Dir schicken; — ich komme auf die Galeere, aber nicht allein, sondern mit Ihnen, theurer Fürst, und mit Ihnen, angebetete schöne Frau! Wir kommen mitsammen auf die Galeere! — Sperre die Thür zu, wenn Du fortgehst, damit nicht etwa Jemand hier hereinkomme. Wenn Du mir noch einen Gefallen thun willst, so bestelle mir für morgen Früh einen Wagen, der mich hinter dem Garten erwarten soll. Ich will nach Hermannstadt fahren. Während Alles beim Begräbniß sein wird, verlasse ich unbemerkt Euer Haus. Wenn ich keinen Wagen haben werde, so gehe ich zu Fuß fort. Ich bitte Dich, gieb Dir keine Mühe mir abzureden. Ich bin eine lebendige Höllenmaschine. Das Uhrwerk ist aufgezogen, und wenn es abgelaufen ist, versinkt das Schiff, welches die Maschine aufgenommen hat. Versuche es nicht, mich hier zurückzuhalten. Ich bin voll von Entwürfen, die Trauer verursachen, Entsetzen wachrufen werden! Gehe fort von mir."

Manasse legte ihn ins Bett, und sagte zu ihm: „Du bist im Fieber, ruhe Dich aus."

Hiermit verließ er ihn und versperrte die Thüre mit dem Schlüssel.

Seiner Familie sagte er noch nicht, daß Vajdar angekommen sei.

Er ging mit Aaron ins „Birgej," um in der Familiengruft die Grabstelle für die geliebte Schwester auszuhöhlen.

„Wir müssen die Nische so groß machen, daß zwei Särge darin Platz haben," sprach Manasse, als sie sich an die Arbeit machten.

„So groß?"

„Sie hat es gewünscht."

„Thun wir ihren Willen."

* *
*

Der im Zimmer zurückgelassene Gast begann auf Manasses Schreibtisch Papier zu suchen. Er war genöthigt eine Schublade herauszuziehen, und da fand er unter dem reinen Papier zwei vergilbte Blätter, die er erkannte. Er waren die durch ihn gefälschten Wechsel. Und auf beiden waren die unterschriebenen Namen durchstrichen, und die Rostfarbe der Striche bewies, daß diese schon vor langer Zeit gemacht worden seien. Manasse hatte seine Rache selbst entwaffnet, damit er, wenn er es auch möchte, seinen Feind nicht verfolgen könne.

Vierundzwanzigstes Kapitel.

Die beiden Männer waren mit ihrer Arbeit bis zum Morgen fertig geworden, und kamen dann nach Hause.

Es war ein kalter, nebliger, feuchter Herbstmorgen.

Manasse gab seinem Diener den Schlüssel zu seinem Zimmer und sagte ihm, er solle hineingehen, und im Kamin Feuer anmachen. Es sei ein Gast im Zimmer; wenn dieser schläft, so solle er ihn nicht wecken.

Der Diener kam nach einer kurzen Weile zurück und immerfort niesend sagte er zu Manasse:

„Der Herr dort drin scheint dem Tode nahe zu sein. In Ihrem Zimmer riecht es so seltsam," und Manasse eilte sogleich nach seinem Zimmer.

Da fand er Badjar an seinem Schreibtisch sitzend, mit den Zeichen des Todeskampfes im Gesicht. Seine Augen quollen aus den Höhlen, und glühten von entsetzlichem Feuer, sein Gesicht war leichenblaß, seine Lippen angeschwollen. Auf dem Tische lag ein begonnenes Schreiben, das in Maroquin gebundene Portefeuille war geöffnet, und die daraus herausgenommenen Schriften lagen zerstreut umher.

Gleich beim Eintreten überraschte Manasse ein fremdartiger starker Geruch, der ihn sogleich zu niesen nöthigte. Er nahm schnell sein Taschentuch vor.

Als der am Schreibtisch Sitzende ihn erblickte, stammelte er, ihn mit gläsernen Augen anstarrend, mit schwerer Zunge:

„Komme mir nicht nahe. — Hier ist der Tod!"

Hierbei wandte er sein Gesicht gegen die Schriften. Er war nicht mehr fähig, seine Hände zu bewegen.

Manasse öffnete rasch das Fenster, und im Nu war ihm Alles klar. Er raffte die auf seinem Tische liegenden Schriften zusammen.

„Rühre sie nicht an! Rühre sie nicht an!“ stammelte der Kranke.

Manasse aber warf, sich das Taschentuch vorhaltend und den Athem zurückpressend, die Schriften sammt dem Portefeuille in das Kaminfeuer.

Die gewichtigsten Urkunden des denkwürdigen Strafprozesses gingen in Flammen auf. Sie konnten Niemandem mehr schaden. Aber Badjar hatten sie noch den Tod gebracht.

Manasse eilte zu ihm zurück und bemühte sich, ihm das Gesicht mit frischem Wasser benetzend, ihn ins Leben zurückzurufen.

Das kalte Wasser milderte die Todespein; Badjar leerte den ihm an die Lippen gehaltenen Krug bis zur Neige, und war auf eine kurze Weile wieder seiner Sinne mächtig.

„Höllengluth brennt in mir,“ röchelte der Sterbende. „Ich bin getödtet. — Die Hand der Borgias reicht weit. — Ich habe sie bestohlen und sie tödtet mich dafür. — So ist es recht. — Ich fahre zur Hölle, und kann sie nicht mit mir hinabnehmen. — Manasse. — Kümmere Dich um mich nicht weiter. — Laufe zur Polizei. — Mache die Anzeige, daß ich sterbe. — Man soll mich von hier wegbringen. — Nach Herrmannsstadt. — Ich bin ein Object für das gerichtsärztliche Verfahren geworden. (Hier lachte er noch mit seinem von Pein entstellten Gesicht.) Wenn man mich

hier begräbt, so wird man Dich beschuldigen, daß Du mich vergiftest habest. — Noch als Todter, thue ich Dir Böses an. — Man wird Dich nicht in Ruhe lassen. — Man wird mich noch als Gerippe aus dem Grabe zerren, um Dich mit mir zu verfolgen. — Suche in Deiner Hausapotheke kein Mittel für mich. — Ich kenne dieses Gift. — Man bestreut damit das Papier. — Ich bin nicht der Erste. — Eine ganze medicinische Fakultät lief zusammen, um die Opfer zu retten. — Man fand kein Gegenmittel. — Und ich glaubte, daß ich sie betrogen habe. — In zehn Minuten bin ich todt. — Meine Hände, meine Füße sind schon erstorben. — Schicke meine Leiche nach Herrmannstadt. — Fluch über die Welt!"

„Benjamin," sprach Manasse, den Sterbenden auf's Bett legend; „die Hand des Herrn ruht auf Dir. Bekehre Dich zu Gott. Er ist ein Richter auf dessen Wage der Segen eines Augenblicks allen Fluch eines ganzen Lebens aufwiegt."

„Wirf mich auf den Mist, und versetze mir im letzten Augenblick einen Fußtritt. Das wird mir vielleicht gut thun."

„Nein Benjamin. Ich habe dem guten Engel, der Dich bis zu seinem Tode liebte, versprochen, wenn ich Dich überleben sollte, Deine Leiche hierher zu bringen und Deinen Sarg neben ihrem Sarg beizusetzen."

Der Sterbende rang mit dem in seiner Brust hausenden Dämon.

„Wahnwitziger! — Und was wirst Du der Welt, der Behörde, Deinen Feinden sagen, wenn man Dich fragen wird, woran ich gestorben sei?"

„Ich werde sagen: Das Herz brach ihm beim Anblick seiner todten Braut, und man wird es glauben.“

Auf diese Worte quollen Thränen aus den brennenden herausstarrenden Augen Badjar's.

Und als ob jetzt ein schwerer Zauberbann von ihm gewichen wäre, regte er sich noch einmal und sich mit dem Gesicht auf Manasses Hand werfend, drückte er auf diese einen Kuß.

Dann stammelte er leise:

„Gott ist einzig!“

Der Dämon, von dem er besessen gewesen, war von ihm ausgefahren.

Und sein Gesicht veränderte sich wunderbar; seine Stirn glättete sich, seine Züge gewannen ihren einstigen edlen Ausdruck wieder.

„Ich danke Dir,“ stammelte er.

Glockengeläute erklang. Das Trauergeleite begann sich im Hofe zu versammeln. Auch die Schüler waren schon da, die den Trauerchor singen sollten, und einzelne unter ihnen begannen die Stimme zu probiren.

„Ich bitte Dich,“ sprach Benjamin mit ersterbendem Ton „laß das Fenster offen, damit ich den Gesang hören könne.“

„Gott sei mit Dir.“

Und die Töne des Gesanges nahmen ihn auf ihre unsichtbaren Schwingen, und trugen ihn der vorausgegangenen Lichtgestalt nach, die bereits vor dem Throne des Herrn kniete, flehend: „Wenn ich, ein armes hinfälliges Weib, ihm

verzeihen konnte, wie solltest Du ihm nicht vergeben können Du starker, ewiger Gott!"

. . . .

Als die trauernde Familie aus dem Friedhof zurückgekommen war, versammelte Manasse alle seine Angehörigen. um sich, und sprach zu ihnen:

„Wir haben noch einen Todten. — Unser Bruder Benjamin ist mit bußfertiger, reuiger Seele zurückgekehrt; und als er Anna todt erblickte, brach ihm das Herz und er starb."

Mit diesen Worten hatte er ihn rein gewaschen.

. . . .

Nur die schöne Cyrene wußte, als sie Badjar's Tod erfuhr, woran er gestorben sei. Und daraus, daß nur er allein, und Niemand sonst in seiner Nähe eines plötzlichen Todes gestorben war, erkannte sie, daß die gefährlichen Schriften vernichtet seien.

Dennoch aber hatten die schöne Marquise und ihr Fürst unter allen Angeklagten jenes großen Kriminalprozesses die schwerste Buße zu ertragen.

Die Strafe der Andern war nur der Tod, die ihrige aber nur ein Grab, in welches der darin Gerettete von Tag zu Tag tiefer sinkt, und keine Auferstehung zu hoffen hat. Die Verachtung der Welt.

. . . .

Die Familie Adorjan aber blüht und gedeiht. Manasse und Blanca sind glücklich und ihre Kinder vervielfältigen ihr Glück. Auf der Arbeit der Toroczkoer Bevölkerung ruht der Segen; in deren Häusern wohnt ein frohes zufriedenes

Volk, das lernt, die Hände rührt, sich freut, Fortschritte macht, in Frieden lebt, Aufklärung verbreitet, seinen Nebenmenschen hilft, Gott anbetet, das Vaterland liebt, die Wohlfahrt der Nation vermehrt: — Und dies ist die Geschichte, die kein Ende hat, auch noch nimmer enden möge! —

Ende.

Berliner Buchdruckerei=Actien=Gesellschaft
Setzerinnenschule des Lette=Vereins.

